

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Bildnis der russischen Schauspielerin Asella Machalowa ♦ Gemälde von S. M. Kolesnikoff

Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing) in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1, Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer Preis monatlich 2 G. M., Einzelnummer 50 Pf., zuzüglich ortsüblicher Zustellungsgebühren.



ORIGINAL



Das angenehmste Arbeit-Gerät

das es für Ihren Haushalt nur geben kann!

Aus Hartpapier bzw. Holzstoff - deshalb unverwüßlich fest: auch für heißes Wasser und Seifenlauge. - Aber doch nicht hart und spröde.

Kaufen Sie aber nur ORIGINAL ADT — dann sind Sie niemals enttäuscht. Zu haben in guten Haushaltgeschäften.

ADT



Die schlanke Linie,

die rassige, geschmeidige Sportfigur, macht jugendlich und wirkt immer vornehm. Weg mit dem überflüssigen Fett, weg mit den plumpen Formen! Werden Sie schlank, elastisch, biegsam, graziös! Schon in sehr kurzer Zeit erreichen Sie einen schönen Erfolg, wenn Sie auf unseren Rat hören. Nicht jedes beliebige Entfettungs-Mittel eignet sich für diesen Zweck. Sie wollen zwar schlank werden, aber keine eckigen, scharfen Gesichtszüge bekommen, d. h. nicht alt aussehen. Deshalb dürfen Sie keine Entziehungskur machen, sondern nur den bewährten Apotheker Kerndl's Entfettungs-Tee „Die schlanke Linie“ benutzen. Lesen Sie, was Damen und Herren sagen, die unsere Ratschläge befolgten:

... „daß ich in der kurzen Zeit so rapid abnahm, ohne daß auch nur die geringsten Nachteile für meine Gesundheit sich bemerkbar machten; im Gegenteil, ich kann versichern, daß ich mich wohler und kräftiger nach der Abnahme fühle.“

Frau K., Berlin.

... von 160 auf 150 Pfund angelangt. Ich fühle mich glücklicher, frischer und gesünder. Senden Sie mir zur Fortsetzung der Kur ...

Frau R., Leipzig.

... was Turnen, Sport, Gymnastik, Punkttrollen usw. nicht erreichen konnten, hat Ihr Entfettungs-Tee bewirkt. Ich bin schlank geworden und fühle mich wieder jung und wohl. Ich werde nicht verfehlen, Ihren Tee überall zu empfehlen.

Frau E., Berlin.

... Obwohl ich erst ein Paket verbraucht habe, hat sich mein Gewicht doch schon um ca. 3 Pfund verringert. Auch fühle ich mich bedeutend freier und wohler. Sie dürfen deshalb versichert sein, daß ich Ihren Entfettungs-Tee „Die schlanke Linie“ in meinem Bekanntenkreise auf das wärmste empfehlen werde.

Herr P., Leipzig.

Bei Gebrauch von

Apotheker A. Kerndl's Entfettungs-Tee „Die schlanke Linie“ ist keine besondere Diät nötig, man trinkt ihn und lebt sonst wie bisher. Er wird von jedem ausgezeichnet vertragen, verursacht weder Appetitstörungen noch Schlaflosigkeit, wie andere Entfettungsmittel.

Versuchen Sie ihn!

Paket RM. 2.50; 5 Pakete ausreichend für eine Kur RM. 11.— portofrei. Wir garantieren: Rückzahlung des vollen Betrages, wenn durch den Gebrauch unseres Tees kein Erfolg erzielt wird.

In den Apotheken erhältlich, sonst durch uns.

Alleiniger Hersteller:

Apotheker A. Kerndl

Chem. pharm. Gesellschaft m. b. H., Berlin SW. 48, Wilhelmstraße 190.
Postscheckkonto: Berlin 38980.

Daheim



64. Jahrgang. Nr. 11

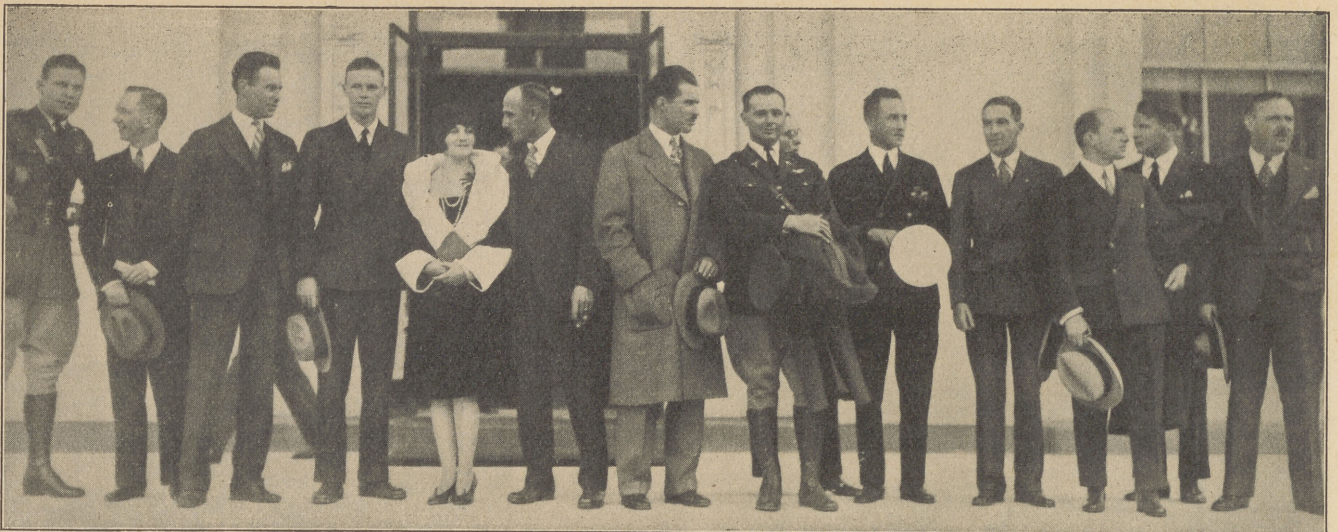
10. Dezember 1927

Aus der Zeit für die Zeit

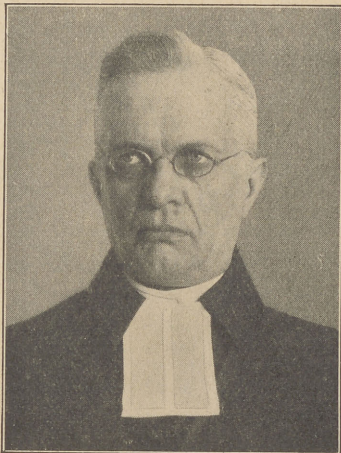


Das Töchterchen des deutschen Forschungsreisenden Colin Robb spielt in freier Wildbahn mit einem jungen Löwen.
Aus dem bemerkenswerten Forschungsfilm „Die erwachende Sphinx“. (Ufa.)

Nachdruck verboten.



Der neueste Klub: Der Verein ehemaliger Ozeanflieger ist unter Lindberghs Vorsitz in Neuport gegründet worden: Von links: Leutnant Maitland, Honoluluflug; Chamberlain, Neuport-Rottbus; Goebel, Frisko-Hawai; Lindbergh, Neuport-Paris; Ruth Elder, Neuport-Teneriffa; Schlüter, Frisko-Hawai; Bronte, Honolulu; Leutnant Hegenberger, Honolulu; Byrd, Neuport-Frankreich; Galdemann, Neuport-Teneriffa; Levine, Neuport-Rottbus; Balchen und Brod, Neuport-München-Japan.

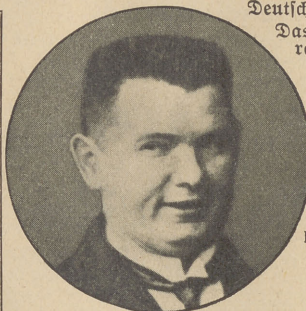


Der neue Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrates General-superintendent D. Georg Burghart. (Atlantic.)

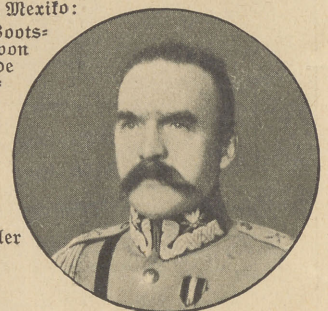


Deutsche Sporterfolge in Mexiko:

Das internationale Bootsrennen im Park von Xochimilco wurde von der Mannschaft der deutschen Kolonie gewonnen.

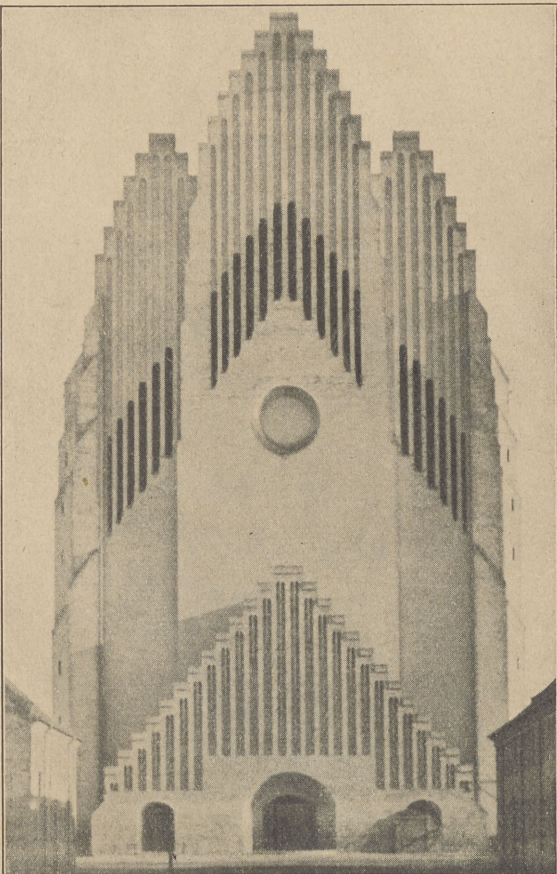


Woldemaras, Ministerpräsident von Litauen.



Pilsudski, der Diktator Polens.

Die beiden Gegenspieler in Osteuropa:



Neuer Kirchenstil: Die Grundwigskirche in Kopenhagen wird am 11. Dezember eingeweiht. (Deutsche Presse-Photo-Zentrale.)



Die sowjetrussische Vertretung für Genf in Berlin. Rechts: Lunatscharski; Mitte: Litwinow; links: Krestinski, der russische Botschafter in Berlin. (A-B-C-Photo.)



Graf Luckner, der Seeadler-Kommandant, der zur Zeit auf einer kleinen Yacht um die Welt reist, mit seiner Gattin in einem Löwentänze zu Los Angeles.



Elektrisch bewegte Mannequins, der neueste Schaufenstertrick der Modegeschäfte. (Atlantic.)



Weihnachtsvorbereitungen auch in Japan. Ausstellung deutschen Spielzeuges in Tokio. (S. Wolter.)

Wanderer in Goethes Spuren. Von C. A. Pfeffer.

Zur einhundertfünfzigsten Wiederkehr des Tages von Goethes Brockenbesteigung: am 10. Dezember 1777.

Heute, wo die Brockenbahn alljährlich Tausende von Besuchern auf dem höchsten Berggipfel des Harzes auslädt, wo Millionen von Postkarten triumphieren, daß man „oben war“, wo in der Tat fast alltäglich und allnächtlich sportfreudige Harzwanderer den Bergvater Brocken erklimmen, wo auch im Winter oft ein ganzer Wald von Ski-Brettern den tiefverschneiten Höhleneingang umstarrt, kann man es sich kaum vorstellen, daß Goethes Brockenbesteigung am 10. Dezember 1777 eine unerhörte Tat bedeutete, die nicht nur Philister für eine geniale Tollheit, sondern auch einheimische Harzer für unglaublich und unmöglich hielten.

In unseren Tagen aber, wo die Welt fast täglich widerhallt von sportlichen und technischen Großtaten, könnte es vollends überflüssig oder doch überwichtig erscheinen, die Tatsache zu feiern, daß vor 150 Jahren Goethe als erster Wintertourist auf dem Brockengipfel war. Feierten wir die Tatsache um der Tatsache willen, so wäre das gewiß müßig. Wertvoll indessen dürfte es sein, sich anlässlich dieses Gedankens des Geistes zu erinnern, in dem diese Harzreise mit der sie krönenden Brockenbesteigung unternommen wurde, und sie einmal in Vergleich zu stellen mit dem Rekordgeist unserer fortschrittstollen Zeit, um sich bewußt zu werden, wie lebensarm der Geist des Rekords und wie lebensträchtig jener war, von dem getrieben Goethe auf „des gefürchteten Gipfels schneebehangenem Scheitel“ stand. Denn, so ähnlich sich erste

kühne Flüge über den Ozean und diese erste Brockenbesteigung sehen mögen, sie gehören zwei verschiedenen, unvereinbaren Welten an. Es kann einer hundertmal auf dem Brocken gewesen sein, im Auto, zu Fuß, auf dem schwingenden Ski, es fehlte ihm doch das erstmal und das Recht, sich mit Goethes Wandergeist zu vergleichen, hätte er nicht wenigstens einen Hauch von dem dämonischen Schauer gespürt, der Goethe zu dieser genialen Fahrt trieb, und dessen triumphierendes Gefühl, den Gipfel erreicht zu haben, nichts gemein hat mit dem frohlockenden Stolz, mit dem eine Kanalschwimmerin den Kluten, ein Flugrekordler seiner Maschine entsteigt. „Wenig Wert hat, was seinen Preis hat.“ Noch weniger, was um des Preises, um Ruhmes und Erfolges willen unternommen wurde. Alles, was unter einen Zweck gestellt wird, ist schon entheiligt.

Goethes Geist tut sich kund in seiner lateinischen Eintragung bei der zweiten Brockenbesteigung (1784). Zu deutsch: „Wer kennt anders den Himmel, als durch die Gabe des Himmels, und wer findet den Gott, der Teil nicht hat an den Göttern.“ Man braucht sich nur einmal ein paar Sätze aus dem Granit zu vergegenwärtigen, um zu fühlen, was es heißt, ein Wanderer in Goethes Spuren zu sein: „Auf einem hohen nackten Gipfel sitzend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: hier ruhest du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten

der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäuften, zusammengeschwemmten Trümmer haben sich zwischen dich und den festen Boden der Urwelt gelegt. Du gehst nicht so wie in jenen fruchtbaren Tälern über ein anhaltend Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die inneren anziehenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengestalt alles belebt, so wird in mir auch ein Gedanke rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Felsen hinabschleife und kaum in der Ferne ein gering wachsendes Moos erblicke, so einsam sage ich, wird es dem Menschen zumute, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will. Ja, er kann sagen: hier auf dem ältesten, ewigen Altar, der auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge meines Daseins; ich überschau die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Täler und ihre ferneren, fruchtbaren Weiden. Meine Seele wird über sich selbst klar und über alles erhaben und sehnt sich nach dem näheren Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschlichen Bedürfnisse zurück.“

So überströmend lebensvoll ist die Seele dessen, der sich ohne Zweck und Absicht der gewaltigen Natur hingibt. Wie lebensleer muß es aussehen in einem Menschen, der selber eingefront in Gewinnsucht, Ruhmsucht und Refordesier die Natur bezwingen will, gleichviel, ob er Reford schwimmt, tanzt, hungert oder schreibt. Und wehe dem Volke oder der Zeit, die, solchen Unterschied vergessend, das quantitative Messen an die Stelle des qualitativen Lebensgewinns setzt!

Und diese erste Harzreise Goethes so im letzten zweck- und ziellos zu sehen, muß man sich allerdings der gängigen, kaum haltbaren Vorstellung entschlagen, daß sie vorwiegend, wenn überhaupt, praktische Ziele gehabt habe, wie man das in der Tat, und zwar auf spätere Selbstzeugnisse Goethes gestützt, zumeist behauptet hat, indem man die Besichtigung des Bergbaus im Harz und den Besuch bei dem unglücklichen Pfleising in Wernigerode als Hauptmotive der Reise angesehen hat. Aber Goethe, der schon den Schlüssel zu seinem Herzen abzog, wenn er unter Menschen ging, hat sein „gnomisch-verschlossen“ Herz noch fester verwahrt, wenn er in entscheidenden Stunden mit seinem Schicksal rang. Und um eine solche Auseinandersetzung mit seinem Dämon handelt es sich nun allerdings auf dieser Reise vor allem anderen. Das gibt ihr auch den tragisch umhüllten Zauber. Heimlich war der Plan gehegt. Seine Person und sein Herz in ein distan-

zierendes Infognito hüllend, macht er sich auf Pferdesrüden allein auf die abenteuerliche Reise, deren Ziel und Zweck er weder dem Herzog noch der geliebten Freundin anvertraut, deren Ziel er selber mehr fühlt als weiß. Weshalb hätte er wohl seine Gründe verheimlichen sollen, wenn es wirklich die später vorgeschobenen gewesen wären! Kühl sind die Tagebuchnotizen, durchgeistert aber von der wirklichen, unruhigen Getriebenheit, die Briefe an Frau von Stein so wie das Gedicht „Harzreise im Winter“. Unruhig treibt es ihn von Ort zu Ort. Noch am 4. Dezember in Goslar weiß er nicht, „wo sich diese Irrfahrt enden wird“. Selbst am Vorabend der Brockenbesteigung, in Altenau, deutet er der vertrauten Seele nur leise an, er werde am nächsten Tage, wenn er einen Führer fände, in seltsame Gegenden streifen, als fürchte er in abergläubischer Scheu sein Unternehmen zu gefährden, wenn er es verriete. Auf dem Torfhaufe ist er enttäuscht und niedergeschlagen, als der Förster eine Brockenbesteigung für unmöglich hält. Leidenschaftlich, zu Tränen erschüttert, ist der Dichter, als mit dem weidenden Nebel sich die Erfüllung seines heimlichen Wunsches enthüllt. Sein beglückter Zustand auf dem Gipfel, seine Glücksberauschung, die in der Sprache der Psalmen stammelt, als es gelungen ist und er nun der Freundin unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitteilt, daß diese Brockenbesteigung sein eigentlicher Plan gewesen sei, daß er ihr nach seiner Rückkehr das Warum verraten wolle — gewiß keine praktischen Zwecke! Kein Wort über die Leistung, keine Silbe der refordlichen Genugtuung — nur das beseligende Bewußtsein, daß die Götter ihm gnädig waren, daß sein dunkel dämonisches Getriebe in höherem Einklang war mit ihrem Willen.

Es gab Gründe, die ihn getrieben hatten, und die geliebte Frau war vor allem daran beteiligt. Wie so manches Mal, wenn er in Herzensnot und Lebenszweifeln sich in die Arme der Natur geflüchtet hatte, so hatte es ihn auch jetzt von den Brüdern der Jagd und von der Liebe weggetrieben, sich klar zu fühlen über die sich immer fester knüpfenden Bande, die ihn in Weimar und an der geliebten Frau festhalten wollten, während sein dichterischer Dämon nach Freiheit und Selbsterfüllung verlangte. Eine Flucht, Flucht vor den anderen, flüchtig zu sich selbst, war auch diese Reise. Unbezwingbare Sehnsucht trieb ihn, von reinen Höhen herabzuschauen auf die Welt und seine verworrenen Pfade in ihr. Das verraten noch die Worte aus dem Granit. Ein Gejagter und Getriebener, sein Ziel mehr ahnend und erwartend als sehend, mehr hingegeben als bestimmend, aufgetan allem, was aus der Natur ihm entgegenkäme und ihn läuternd füllte, um nach Erhebung und Klärung in die „menschlichen Bedürfnisse“ zurückzukehren, so stellen wir uns diesen Harzwanderer vor, der auch hier uns mustergültig vorgelebt hat.

Fälschung und Politik. Von Syndikus Lothar Philipp.

Die Fälschungen der russischen Tscherwonzen durch einen Georgier und die Fälschungen der ungarischen Vorkriegsanleihe durch ein großes Konsortium von Fälschern und Finanziers, an dessen Spitze der Bankier Blumenstein, z. B. in Paris, stand, sollen auf politische Zwecke zurückgeführt werden.

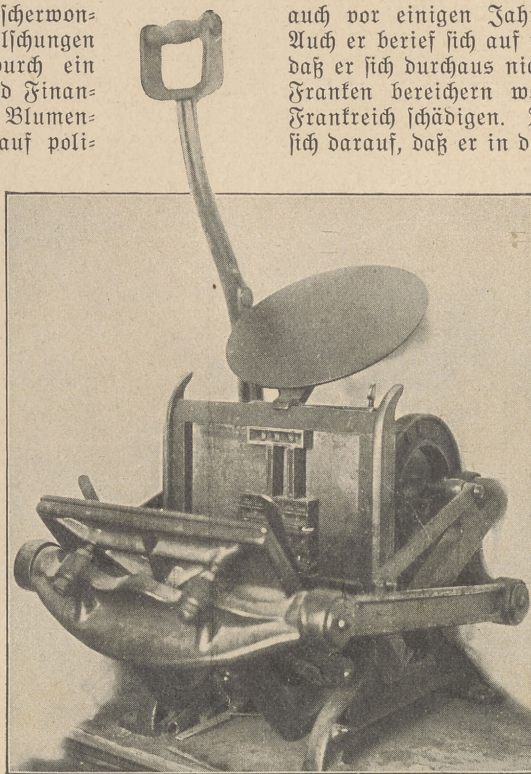
— Die Geschichte der Fälschungen lehrt uns, daß fast jeder Fälscher versucht, seinem Verbrechen ein ideales Mäntelchen umzuhängen und daß der Kriminalist in den seltensten Fällen das Ideale der Fälschung anerkennen kann. So muß man Ideale den Fälschern der ungarischen Anleihe vollständig absprechen. Der Zweck ihrer Fälschung war kein anderer als der: finanzielle Vorteile zu erzielen. Dagegen kann man den Fälschern der Tscherwonzen einen idealen Zweck unter Umständen einräumen: es läßt sich wohl verstehen, daß die Fälscher versuchten, durch Massenherstellung falscher Russennoten, die billig auf den Markt geworfen wurden, die Finanzkraft des russischen Staates, die an sich sehr zerrüttet ist, noch mehr zu schwächen, um ihr vielleicht gar den Todesstoß zu versetzen. Ähnliches versuchte doch

auch vor einigen Jahren Prinz Windischgrätz in Ungarn. Auch er berief sich auf rein patriotische Motive. Er erklärte, daß er sich durchaus nicht durch die Nachahmung französischer Franken bereichern wollte, sondern lediglich das verhasste Frankreich schädigen. In seiner Verteidigungsrede berief er sich darauf, daß er in der Geschichte berühmte Vorgänger habe.

Damit hatte er nicht unrecht.

Jeder Fälscher kann sich schließlich darauf berufen, daß er berühmte Vorgänger habe, und nicht nur jeder Fälscher, sondern überhaupt jeder Verbrecher. In den Zeitaltern der Borgia und der Medici gab es wohl kein Verbrechen, das nicht von Angehörigen mächtiger Familien begangen wurde, vom Mord bis zur Brandstiftung, vom Raub bis zur Fälschung. Eine andere Frage ist, ob eine solche Berufung auf „berühmte Vorgänger“ ein Entschuldigungsgrund für ein Verbrechen ist. Dies dürfte wohl zu verneinen sein.

Prinz Windischgrätz bezog sich mit seiner Äußerung auf die Fälschungen von Banknoten der französischen Republik in den Jahren 1792 und 1793, die vertriebene Royalisten vornahmen, um die Pariser Machthaber aus dem Sattel zu heben. Der frühere königliche Generalkontrollleur der



Beschlagnahmte Handpresse, die zum Abstemeln und Nummerieren der Noten und Aktien benutzt wurde.



5
Renten-
mark



5
Renten-
mark

Der linke Schein ist gefälscht, der rechte echt. Zu beachten ist besonders die fehlende Fälschung im unechten Schein, die völlig abweichende Zeichnung der Schrift „5 Rentenmark“ oben rechts, außerdem fehlt die Nummer unten rechts.

Finanzen, Callone, organisierte die Fälschungen: In London, am Rhein und in der Schweiz wurden Fälschungsfabriken errichtet, die bald so gut arbeiteten, daß der Konvent ein Gesetz erließ, das die Fälschung von Republiknoten mit der Todesstrafe belegte. Dieses Gesetz verpuffte wirkungslos: die Fabriken, besonders die in London, vergrößerten sich immer mehr. Die royalistische Armee wurde mit diesen falschen Assignaten bezahlt, und die Soldaten zwangen die Bevölkerung, das falsche Geld zu dem Wert des echten anzunehmen. Besonders die nach England geflüchteten Priester betätigten sich in der edlen Kunst der Banknotenfälschung und erreichten, daß die gefälschten Noten den echten so ähnlich wurden, daß ein Unterschied fast nicht mehr bestand. „Hostien des Teufels“ nannten sie die Assignaten. Der Leiter der englischen Fabrik, Graf de Punsanl, rechtfertigte das Unternehmen in einer Veröffentlichung. Er sagte: „Der König ist der rechtmäßige Herrscher von Frankreich. Es ist unmoralisch, daß die sogenannte Nationalversammlung Banknoten herausgibt. Allein dem König steht das Recht zu, derartige Wertpapiere in Umlauf zu setzen, so daß in Wahrheit der Konvent eine Fälschergesellschaft ist. In dieser fürchterlichen Krise, in die das französische betrogene und vergewaltigte Volk getrieben wurde, kann nur glänzend nachgeahmtes Papiergeld, wie es von den Rebellen zur Begehung ihrer Verbrechen und zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft benötigt wird, seine Zwecke erfüllen.“ Daß die Zahl der gefälschten Banknoten bald ins Unermeßliche stieg, geht daraus hervor, daß General Roche bei einer Niederlage der Gegenrevolutionäre für etwa zehn Milliarden falsche Scheine erbeutete. Und da die Soldaten die Scheine nicht, wie es ihnen befohlen wurde, verbrannten, sondern verausgabten, war es kein Wunder, daß die Gegenrevolutionäre ihr Ziel erreichten: die echten Noten sanken schnell im Kurse, die Inflation begann, die Not wurde täglich größer, das Volk murrte und schickte die Machthaber Danton, Robespierre und Genossen aufs Schafott. — Die Weltgeschichte kennt noch einige ähnliche Fälle der Fälschung. So ist zum Beispiel oft vorgekommen, daß Staaten in Zeiten der Not auch ihr eigenes Silbergeld fälschen, d. h. verschlechtern ließen. So Belgien kurz vor Ende des Krieges, indem es seinen Silbermünzen minderwertige Metalle zusetzen ließ (wie die eidgenössische Schmelzanstalt feststellte). Bekannt ist, daß auch Friedrich der Große dasselbe Manöver unternahm. Und schließlich: haben wir es nicht auch getan, als wir in Kriegsnot Zehnpfennigstücke



Bankier Blumenstein, der Mittelpunkt der Abstempelungsaffäre in Paris.

aus Eisen anfertigten, als das Nickel knapp wurde? — — Es gibt kein Verbrechen, das der Staat mehr fürchtet als das der Geldfälschung. Die Strafgesetzbücher fast aller Länder haben hier Bestimmungen aufgenommen, die eine Verwirklichung des Weltrechtsprinzips darstellen, so auch das deutsche Strafgesetzbuch im Paragraphen 4, nach dem sogar ein Ausländer verfolgt werden kann, der im Auslande ein Münzverbrechen begeht; das heißt: wenn ein Japaner in Polen französische Franken fälscht und sie in Italien in Verkehr bringt, kann er wegen dieser Straftat in Deutschland bestraft werden. — Und die Angst vor der Geldfälschung war es auch, die nach dem Kriege fast sämtliche Staaten, die sich vorher feindlich gegenüberstanden, veranlaßte, sich zusammenzuschließen und eine Abwehrfront in der Gründung der „Internationalen kriminalpolizeilichen Kommission“ zu bilden, die sich hauptsächlich der Bekämpfung der Geldfälschung widmet und zu diesem Zwecke ein eigenes Zentralbüro in Wien hat, an das jede aufgegriffene Fälschung gesandt wird. Jedes angeschlossene Land hat eine Landesfalschgeldzentrale, die sich in Deutschland bei der Reichsbank befindet und unter der Leitung eines Kriminalbeamten steht. — Es gibt große und kleine Fälscher. Windischgrätz und Blumenstein sind aus der Reihe der Großen ihrer Art, die seltener ist, aber auch gefährlicher; sie will Millionen gewinnen und steckt deshalb erst einmal erhebliche Mittel in die Fälscherunternehmung herein, kauft beste Maschinen, zieht erste Techniker



Eine gefälschte sowjetrussische Fälschmünze.

heran und verbreitet ihre Fälschungen auf internationalen Wegen über große Bankhäuser und an Börsen. — Diese großen Herren des Betruges sehen natürlich voll Verachtung auf ihre kleinen Zunftgenossen, die in Kellern und auf Böden Steindruckpressen aufstellen und auf ihnen kleine Scheine nachdrucken. Kleine Scheine, denn Hunderter und Tausender können diese Leute nicht an den Mann bringen; sie versuchen, ihr Fälschgeld einzeln loszuschlagen, meist auf dem Wege des Wechsels an Stellen starken Verkehrs; sie müssen viele

Helfershelfer haben, ehe die ersten Tausend verdient sind, und ihre Scheine durch engste Kanäle in den Verkehr sichern lassen. Die Zahl dieser kleinen Betrüger ist groß. Ihr Betrugsleben ist meist nicht lang. Ein falscher Schein wird bald entdeckt, er wandert zur Polizei, die in ihren Spezialfälscher-Abteilungen schnell den Weg dieses Scheines aufspürt. Aber ausrotten kann sie damit die Fälscher nicht, denn die Rote der Fälscher hat schon vor 2000 Jahren bestanden und wird wohl in 2000 Jahren noch nicht ausgestorben sein.

Was schenkt die Dame dem Herrn?



Was schenkt die Dame dem Herrn? Es ist ein Unterschied zu machen zwischen Junggefallen und Ehemännern. Geräte für den Frühstückstisch, Kaffeemaschinen, Teegehirre und ähnliches sind Gaben für Junggefallen. Denen kann man damit viel Freude bereiten, der Hausvater indessen hat nie Gelegenheit, sich um die Bereitung des Nachmittagsgetränkes zu kümmern. Ist er Geschäftsmann oder Beamter, so wird ihm eine Aktentasche oder ein praktisches Telephonnummern- und Wohnungsadressen-Verzeichnis, ein Blau- und Roistift in silberner Hülle, eine Brieftasche oder ein praktisches Portemonnaie nicht unliebsam sein. Wer viel auf Reisen ist, hat Verständnis für eine Kragensackel, die ihren Inhalt staubfrei bewahrt; für eine wirklich praktische Tasche mit Reißverschlus, die nur die notwendigsten Toilettengegenstände birgt und des weiteren für eine wärmende, aber federleichte Reisebede in hübscher Tasche, gepaart mit einem kleinen Kopfstift. — Der Raucher ist leicht zu beschenken. Es gibt fast in jeder Wohnung, jedem Herrenzimmer immer noch einen Fleck, wo kein Aschenbecher steht, wo aber dringend einer benötigt wird und bei Bedarf immer erst herbeigeholt werden muß. Sehr hübsch sind Satz-Ascher, d. h. mehrere kleine Becher oder Schalen ineinandergestellt; im Gebrauchsfalle bekommt dann jeder Gast seinen eignen hingestellt. Eine derartige Garnitur, gekrönt von bunten Streichhölzern, sehen wir im Bilde links. — Eine andere, viel seltenere, modernere, aber auch sehr viel sympathischere Liebhaberei des stärkeren Geschlechts ist das Rakteenjammeln. Da gibt es eine reiche Fülle von Geschenkmöglichkeiten: Rakteenständer, Rakteenbänkehen, Rakteenöpfe und

eigens dafür bestimmte Gießtannen, deren lange, nadelfeine Fülle eine sachgemäße Wasserversorgung der stacheligen Vieblinge verbürgt. Ein reiches, buntes Sammelsurium haben wir auf diesen Seiten für den Herrn zusammengetragen (wir weisen auf Wunsch gern die Bezugsquellen nach). Es beginnt links oben mit der eleganten Uhr für den Schreibtisch, dann folgt der silberne Becher für die üblichen „zwei Eier im Glas“, darunter eine Garnitur: Kleiderbürste, Haarbürste, Kamm für die Diele, dann die Kaffeemaschine. Ein trag aus feuerfestem Glas, ein Satz Ascher aus mattpoliertem Messing, ein Ständer mit Limonadequirlen aus Galalith in kräftigen Farbtönen, ganz unten die erwähnten Geräte zur Kattepflege und eine silberne Teekanne mit herausnehmbarem Sieb. Und als Geschenkbasis allerlei zum Anziehen! Das freilich ist eins der schwierigsten Kapitel im Buch des Weihnachtsmannes. Nur wenige Frauen verstehen es, für einen vorhandenen Anzug den passenden Schlips zu wählen (sonst hat das Schlipschenken nämlich überhaupt keinen Sinn!), die meisten aber sehen sich genötigt, in diesem Sinne für den Ehegatten „etwas zu tun“, weil er doch würdig an ihrer Seite sich präsentieren soll, diesem Erfordernis aber oft sehr wenig Verständnis entgegenbringt. — Im Mittelpunkt der rechten Seite stehen ebenfalls Krawatten — gestrickte Selbstbinder für den Pullover und nur zu diesem zu tragen. Darunter sehen wir ein Teeservice für den Junggesellen, bestehend aus Teebrett, Glas, Zuckerteller und gestieltem Tee-Ei in Kugelform. Wer aber größere Mengen des duftenden Trankes liebt und diesen immer schön heiß haben möchte, der sollte sich die weiße Porzellantanne in filzgefüttertem Nidelmantel (rechts, ganz oben neben den kugeligen Silberforken in bes. Ständer) von der Dame seines Herzens, — Verzeihung: vom Weihnachtsmann schenken lassen. Gerda Runge-Schüttoff.



Der abgebaute Landbriefträger.



er soll also abgeschafft werden, er soll aussterben, er soll durch neu-modische Einrichtungen ersetzt werden: der gute alte Landbriefträger.

Ehrlich gesagt, ich glaube noch nicht daran. In Pommern, da wo es am „Pommersten“ ist, wo die Güter nicht unter 4000 Morgen Areal haben, sollen in jedem Dorf Postagenturen eingerichtet werden, mit Kraftwagen oder gar Rohrpost-Überlandleitungen? — Nein.

Aber wenn er wirklich abgebaut werden soll, so verdient er sicher ein kleines, bescheidenes Denkmal, der brave Stephansjünger, der sich in so vielen abgelegenen Gegenden des Reiches als „täglicher Dauergeher“ schon beliebt machte zu einer Zeit, in der die sportlichen Langstreckenmärsche noch nicht in der Mode waren. In Gedanken stelle ich den Denkmalssockel in meiner Heimat auf, irgendwo an der Grenze zwischen Pommern und Westpreußen, an dem fast immer kotigen Lehmpfad zum „Mühlenvorwerk“, nicht weit von einer der alten Krüppelweiden, die so spukhaft wirkten, daß ein nächtlicher Wanderer in einer von ihnen den „Düwel“ wahr und wahrhaftig zu sehen vermeinte.

Diesen Weg kam er tagtäglich entlanggestapft, von Briefewitz her, das schon jenseits der Grenze gelegen war. Eine geschlagene Stunde weit — zu gehen, meint ihr? keineswegs: zu fahren! und zwar mit zwei flotten Kutschpferden, die den größten Teil der Kilometer trachten, daß Sand und Lehm und Schmutz nur so flogen. Und die gleiche Strecke mußte er zu Fuß zurücklegen, zweimal täglich...

Ein Rad war gegen Ende des vorigen Jahrhunderts noch selten, sehr selten und bei den schlechten Wegen auch ein Verkehrsmittel von nur zweifelhaftem Wert. Ein Sechzigjähriger freundet sich auch nicht so leicht mehr mit solch neumodischen Dingen an. Sechzigjährig? — ohne Scherz — einer unserer „Postboten“, wie sie allgemein betitelt wurden, einer dieser immer herbeigesehnten,

immer wie etwas Besonderes begrüßten Beamten, hatte das sechste Jahrzehnt schon hinter sich. Und wurde dennoch durch Patsch und Matsch des Frühjahrs, durch die Hitze des Sommers, durch eisigen Ostwind im Herbst und

knietiefe Schneewehen immer wieder täglich auf diesen Weg geschickt, zu dem unsere zwei Zucker eine gute Stunde brauchten...

Aber „Vater Hinz“ lachte, lachte trotzdem durch seine paar stehengebliebenen schadhafte Zähne hindurch, wenn er auf dem Stuhl in der Diele des Gutshauses saß, seine Post abgeladen hatte und auf das Mittagbrot wartete, das ihm aus Überlieferung ohne Vergütung, aber mit viel Liebe überreicht wurde. Er lachte, weil das kleine Mädchen ihn besonders schätzte, weil es — oh

schrecklicher Quälgeist, der es war! — darauf bestand, gerade mit „Vater Hinz“ Ball zu spielen. — Was müde Knochen waren, wußte das Kind natürlich nicht. Es gestattete allenfalls großmütig, daß Vater Hinz auf seinem Stuhl sitzen blieb und den Ball durch das handtuchlange und schmale Vorzimmer trudelte. Manchmal allerdings mußte er sich doch bücken, um mit dem Stock nach dem unter den Tassenschrank gelaufenen Ball zu angeln. Die Mutter schalt; aber Vater Hinz winkte ab: „Lassen Sie die Kleine doch, gnäd'ge Frau, mir macht's Freude; hab' doch auch meine Entfals.“ Er vergaß die Steifheit seiner alten Knochen dem Kinde zuliebe. So war Vater Hinz.

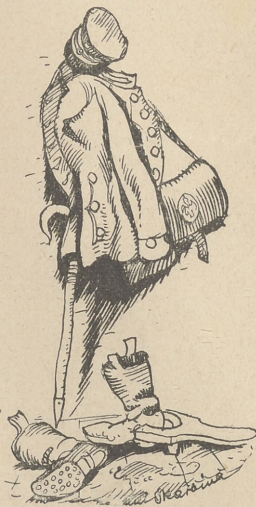
Wenn der Vater des Vormittags über die Felder fuhr, richtete er es gern so ein, daß er den Postboten unterwegs abging und ein Stück mitnahm. Aber zumeist ritt er ja oder hatte auf der andern Seite des Gutshofes zu tun. Nur die Tage vor Weihnachten, wenn die Last der Pakete den alten Mann schier zu erdrücken drohte oder nach einem großen Schneefall, dann wurde Vater Hinz wirklich abgeholt. Allerdings erst von der Grenze ab. Ja, Vater Hinz, du hättest dein Denkmal ehrlich verdient, mit vielen Hunderten oder Tausenden deiner dauergehenden Kollegen. — Freudenbringer und Schmerzbringer seid ihr gewesen, aber nie gefühllos. Euch fiel es selbst schwer, den schwarzgeränderten Brief, dessen Inhalt ihr ahntet, oder die schicksalschwere Depesche zu überbringen. Ihr kanntet ja die Sorgen in jedem Haus am Weg, denn jeder machte gern mit euch sein Schwätzchen. Lieber war es euch schon, wenn Mieke oder Finchen euch vorm Dorf ab-



ging, um euch den Brief aus der Stadt abzubetteln, den Mutter nicht sehen sollte. Dann schmunzelt ihr und tätscheltet die Mädchenbacken. „Geh's ihm denn gut, dem Jochen, in Berlin bei die Franzer?“ Ja, ihr wart Vertrauensmänner vieler. — Aber mit dir hatte es doch noch eine besondere Bewandnis: Du warst ein Veteran von 1866! Und das kleine Mädchen stand mit andächtigem Gesichtchen dabei, wenn am 3. Juli, dem Jahrestag von Königgrätz, der Vater die Flasche mit dem eingebrannten Schnaps hervorholte und dir zutrant mit den Worten: „Prost, alter Kriegskamerad!“ Das war eine Sache! Ob du „in den Sielen“ gestorben bist, du treuer, alter, überlasteter und doch ewig freundlicher Mann? —

Es ist wohl gut, daß die endlosen Zwangsmärsche in Zukunft nicht mehr von den ländlichen Briefträgern verlangt werden sollen. Aber ein Stückchen Romantik geht wieder dahin, wenn man nun nicht mehr den „Postboten“ ablauern kann auf einsamen, kotigen Feldwegen, bei den alten krüppeligen Weiden, die sich des Nachts in des Teufels Großmutter verwandeln.

T he a v o n P u t k a m e r.





Abendwind. Gemälde von Ernst Dorn
(Mit Genehmigung von Franz Hauslaengl, München)

Ursula entdeckt Amerika

11.

Daphnis und Chloe.

Das Fest sollte erst Ende Juni sein, wenn die jungen Töchter aus den eleganten finishing-schools im Osten heimkehrten. Indes probten sie dort die lebenden Bilder ein, die sie stellen wollten, und ließen sich die Kostüme von New Yorker Künstlern zeichnen und verfertigen.

Schon wurde es wieder heiß. Voll taufrischer Kraft kam der Tag jeden Morgen aus den kühlen Händen der Nacht, um sich gleich darauf der Glut der Sonne hinzugeben, die badend über der City lag. Wenn Ursula seufzte und die Sonne wie einen Feind floh, lachte man sie aus: „Das ist gut, es muß heiß sein — der Mais braucht Hitze.“

Aber die Stadt schlief nicht, die Stadt döste nicht; liefen ihr auch die Schweißtropfen übers Gesicht, sie trabte, sie

irdische Schönheit. Tränen der Freude rannen ihr über die Wangen. Sie trocknete sie nicht. Es war gut, so zu weinen.

Hubermann spielte für sie allein, zu ihr allein war er gekommen. — — —

„Bin ich froh, daß die Feiertage vorüber sind! Zu langweilig war es gestern,“ sagte Dena und kippte mit gehörigem Schwunge das Mittelstück ihres Schreibtisches ein, so daß die Schreibmaschine auftauchte.

Da waren auch schon Ida und Mildred glühend vor Eifer. „Wißt ihr es schon? Gladys hat einen wunderschönen Diamanten von ihrem Bräutigam bekommen. Schaut ihn an.“

Alle stürmten zu Gladys, die ihnen ihre Mädchenhand gab, während sie über sie hinlächelte in dem erdentrückten, in sich selbst versunkenen Lächeln der Bräute. Gladys war jung, dreiundzwanzig, und ihr Verlobter ebenso jung; er hatte



Junger Bacchus. B. Idwerk von Prof. Johann Vierthaler.
(Das Bratlis Kunsthaus, München.)

austete weiter, wenn auch nun in Hemdärmeln. Heiße Wochentage gab es und heiße Sonntage im steten Wechsel.

Im großen Auditorium spielte einmal Hubermann auf einer Konzertreise durch die Staaten. Er spielte Sarasate und Wieniawsky, leider nichts Heimisches, nichts Deutsches. Aber daß er überhaupt da war, von drüben hierher gekommen in die Prairie, in die Farmerstadt, wo Ursula glaubte, ganz verloren, ganz vergessen, ganz verschüttet zu sein — das war das Wunder. Diesen Konzertabend sah Ursula nichts von dem, was rund um sie war; es versank für sie; niemand und nichts existierte als der schwächliche Mann da oben auf dem Podium und seine singende, seufzende, jubelnde Geige. Der Künstler, die Geige, sie waren kostbar an sich; aber, daß sie von drüben kamen, verlieh ihnen in Ursulas Herzen über-

dreißig Dollar die Woche als Agent einer Automobilfirma, und sie hatte das Doppelte, denn sie war eine geschickte und schnelle Rechnerin, und der Westen ist den Frauen hold. Mit neunzig ließ sich's leben; sie hatten auch schon draußen im Highland Cottage ein Häuschen auf Ratenzahlungen. — —

„Kommen Sie auch zum Linnenschauer, Miß Rotenegg, am nächsten Samstag, bei Mrs. Struthers?“

Ursula sah von einem Brief auf, dessen fast unleserliche Krachfüße sie in reinliche Maschinenschrift umschreiben sollte. „Mrs. Struthers war so lieb, mich einzuladen. Natürlich komme ich mit Freuden.“

Die Vorsteherin der Abteilung war eingetreten, und die Mädchen begannen geschwind auf ihren Maschinen zu klappern. Ursula beugte sich zu ihrem Brief nieder und

schrieb. Dann nahm sie langsam den fertigen Bogen aus der Maschine. Sie sah ihn nicht, sie blickte darüber hinweg in die Ferne. Da stand ein leuchtend weißes Haus, Säulen schimmerten in das Grün hinein, Morgensonne lag auf geschliffenen Gläsern. Darüber ein Paar Augen.

„Er hat schöne Augen,“ dachte Ursula, „Augen, die etwas so Volles, so Lebensgefülltes haben. Kenneth Mac Donald.“ Hundertmal diesen Brief an die angestrichenen Adressen auf der Liste, Ursula,“ geschäftsmäßig legte Mildred einen Formbrief neben Ursulas Maschine. „Miß Rids will, daß er noch heute abgeht.“ — — —

Am nächsten Sonntag war es in Wahrheit ein Vinnenschauer, der in Mrs. Struthers' hellem, kleinem Haus niederging. Alle weiblichen Bekannten und Freundinnen der Braut hatten sich eingefunden, um ihre Geschenke auf den großen Tisch auf der Veranda zu legen. Da regnete es schön ajourierte Tischtücher, niedliche Servietten, gestickte Handtücher, Kissenüberzüge, Milieus und Decken. Heute lohnte es sich, viele Freundinnen zu haben. Mitten in der bunten, glucksenden Runde der Mädchen saß Gladys, die Braut, nahm jedes Ding in die Hand, bewunderte es gehörig, las den Namen der Spenderin vom Zettelschen ab und reichte es weiter zur Besichtigung. Da gab es Ohs und Ahs und Hände zusammen schlagen und ein Niederprasseln von Ausrufen des namenlosen Entzückens: Himmlisch — wundervoll — herrlich! —

Begeisterung war billig in Missouri Falls. Wenn diese jungen Mädels in Rausch gerieten über Farben, Kleider, Hääsereinrichtungen, so leuchteten ihre Augen und bebten ihre Nasenflügel. Ganz Glut waren sie für schöne Dinge, wie sie sie verstanden. — Nachher gab es natürlich Eiskreme und Kuchen und in einer großen Terrine schaukelten Eisstückchen in goldig-braunem, kaltem Tee.

Mrs. Struthers plauderte mit Ursula. Mrs. Struthers zeigte ihr ein in rosenholzroten Chiffon gebundenes Album, darin sie alle die Merkblättchen sorgsam eingeklebt hatte, die die Better Insurance Company alljährlich an die Angestellten verteilt, die darin die abgegriffensten Banalitäten zusammen mit der erfahrenen Klugheit und den herben Grundrissen des angelsächsischen Amerika an die Seele gelegt bekommen. In der Dachkammer ihres Hauses hatte Mrs. Struthers ein Mädchen wohnen, das ihrer schweren Stunde entgegenjah. Sie war ganz arm, und der Mann, dem sie vertraut, hatte sie verlassen. Sie brauchte nichts zu zahlen für ihren Aufenthalt. „Sie wird es mir zurückerstatten, sie ist brav. Sie ist nur ins Unglück gekommen,“ sagte Mrs. Struthers. — Ja, so war sie. „Und mir hat sie vom Pflaster aufgeholfen, mich hat sie vor der Verzweiflung gerettet —“ dachte Ursula, indem sie in die klaren Kinderaugen der rundlichen Frau sah. —

„R.G.“ — sie sprachen die zwei Buchstaben Ar — Cie' aus — „hat uns gelehrt, die Beeren zu pflanzen. Alle tun es draußen in ihren Häuschen in Argee Colony, alle seine Arbeiter und Angestellten. Wir haben unendliche Freude daran.“ — R.G. — das war Barthelen. R.G. — das war „Richard Gustav“, die Anfangsbuchstaben seiner beiden Vornamen. Jetzt wurde Ursula doch neugierig; so oft hörte sie hier diesen Namen! Warum war er derart in dem Mund der Leute?

Mrs. Struthers war ganz Lob und Glaube: „Er ist ganz das, was wir Amerikaner sein können, wenn wir am besten und am wahrsten wir selbst sind: Ein praktischer Idealist. Er hat da draußen, vierzig Minuten von hier, eine große Fabrik für moderne landwirtschaftliche Geräte und Maschinen. Er beschäftigt zwanzigtausend Leute — eine ganze Stadt, Argee Colony. Jeder hat dort sein eigenes Häuschen und etwas Grund, den er bebauen muß, denn im Sommer sind die Leute nur halbtags beschäftigt. R.G. meint, daß die Produktion ohne Ende und ohne Maß, der wir uns blindlings hingeben, unser Land und unsere Zivilisation bedroht; wenn es so weiter geht, ertrinken wir eines schönen Tages darin. Dieser Gefahr sucht er zu begegnen, indem er seine Leute Arbeiter und Farmer zugleich sein läßt.“

„Und sind sie damit einverstanden?“

„Wer nicht einverstanden ist, braucht nicht zu kommen. Aber sie lieben es geradezu. Alle sind sie stark und gesund und zufrieden. Ihr Leben ist ja reicher als das anderer. Seine Fabrik ist ihre Fabrik, sein Vorwärtskommen ist ihr Vorwärtskommen, denn zu günstigen Bedingungen können sie sich Aktien der Gesellschaft kaufen. Sie haben einen Fabriksrat, und R.G. kann nichts machen ohne ihre Zustimmung. Aber sie vertrauen sich, denn sie wissen, daß sie beide dabei besser fahren. R.G. will nur den kooperativen Arbeiter und An-

gestellten, der für das Ganze arbeitet, indem er für sich arbeitet.“

Ursula dachte an die Stunde, da sie dem kleinen, grauen Mann im prunkvollen Chicagoer Hotel gegenübergesessen und arrogant und ahnungslos gesagt hatte: „Die soziale Frage interessiert mich nicht —“ Ja, seit sie über das Pflaster amerikanischen Straßen mit wunden Füßen, weinender Seele und vor Hunger brennendem Magen gelaufen war, wußte sie, daß das Leben komplizierter war, als sie geahnt hatte.

„Ursula! Ursula! Kommen Sie doch photographieren!“

Myrtle photographierte eine lachende Gruppe zwischen den Johannisbeerbüschen. Myrtle war die älteste Tochter Mrs. Struthers', eine kleine Königin in einem etwas zu stark gestärkten lichtblauen Wäschkleid. Sie trug immer eine große dunkelrandige Brille, die sie merkwürdigerweise nicht entstellte, weil sie die Zartheit ihres Gesichtes durch die Pikanterie des Gegenjokes hervorhob. Myrtle war Lehrerin in der Washington-High-school. Dort gab es in einem anderthalb Millionen-Gebäude Gelegenheit, zwanzig bis dreißig Unterrichtsfächer zu studieren, denn Missouri Falls war bereit, sich Bildung etwas kosten zu lassen. Und je größer das Gebäude, je mehr Unterrichtsgegenstände, desto mehr Bildung — meinte Missouri Falls. Myrtle lehrte Innendekoration und Servieren; aber sie gestand selbst, daß sie nicht allzuviel davon verstand. Noch hatte sie jedoch nicht genügend erpart, um in Neuyork zu studieren zu können. In Neuyork zu studieren, das stellte sie sich nicht viel anders vor, als atme man dort Vollendung und künstlerisches Fühlen mit der Luft ein.

Zum Abendessen, das jeder auf einer kleinen Platte serviert bekam, mit der er sich in eine beliebige Ecke setzte, kamen die Herren, Gladys' Bräutigam, ein blonder, scheuer Junge, und Myrtles dreifach Verlobter. Dreifach deswegen, weil sie sich schon zweimal getrennt hatten und nun zum drittenmal wieder verlobt waren.

Samuel Ellsworth Porter war Professor an der Universität und war überzeugt, für Myrtle eine ganz ausgezeichnet gute Partie zu sein. Das ausdauernde Werben des viel älteren Mannes schmeichelte ihr auch nicht wenig, aber sie konnte sich zur Ehe, zu der es ihn drängte, nicht entschließen. Kam der Termin ihr zu nahe, so entwichte sie ihm, wie ein Vogel der Leimrute. Zwei Monate war nun ihr Brautstandhimmel ungetrübt blau gewesen, aber schon stiegen gefährliche Wölken am Horizont auf: Myrtles Studienreise nach Neuyork. Der Professor wollte nicht, daß seine Frau einen Beruf habe, aber Myrtle blieb dabei, daß sie von ihrem Beruf nie lassen werde. Zum Unglück für Samuel Porter erlaubten die Gesetze dieses Staates den weiblichen Lehrkräften die Heirat, während sie nur zwei Stunden entfernt über der Grenze im nächsten Staat es verboten. Den Freundinnen gegenüber nahm die behende Myrtle kein Blatt vor den Mund: „Er ist so namenlos ungeschickt. Wenn er es doch bloß nicht sagen wollte, daß er es will, dann könnte ich es aufgeben. Wahrscheinlich, es liegt mir nichts an der ganzen Lehrerei, ich werde doch Babies selbst genug haben. Aber wenn er es befehlt — dann kann ich es nicht! Freiwillig tu' ich eine Menge. Aber gezwungen nichts. Das versteht er nicht.“ — Samuel Porter neckte Ursula heute mit ihrem „Archie“ in die „Society“.

„Daß sie sich in diese Niederungen noch bequemem, Miß Roteneß, wo wir gewöhnliche Sterbliche unser Unwesen treiben!“ Er wußte, daß er selbst, als Universitätsprofessor, zu jenem Fest, das die sogenannte gute Gesellschaft von Missouri Falls gab, nicht eingeladen werden würde, und es fiel ihm auch nicht ein, daran zu denken. Bildung und geistige Tätigkeit sind keine Eintrittskarten in die abgesteckten Bezirke der „Gesellschaft“. Ein Zustand, dessen Gefahr für die Entwicklung der Gesamtkultur noch niemand in Amerika gebührend gewürdigt hat.

Ursula lehnte ab: „Sie wissen, daß ich nur eine Arbeit für das Fest mache.“

Er wiegte den Kopf, kniff das Gesicht und schnippte mit den Fingern. „Ja, ta, alles Mumpitz. Aber Ken Mac Donald ist ein netter Junge, das finden auch seine zwei Frauen, die blonde in Neuyork und die brünette in Chicago.“

Ursula hatte gerade die Kaffeetasse vom Mund abgesetzt — denn zum Hühnerj Salat trank man Kaffee wie zu jeder Mahlzeit im Mittelwesten — und das noch vollgefüllte Ding zitterte jetzt auf dem Weg vom Mund zur Tischplatte.

„Schäm' dich, Robs,“ sagte da Myrtle neben dem Professor, „solche Lügen zu erzählen. Ursula ist imstande und glaubt es. Es ist natürlich gar nicht wahr, Ursula, Mac Donald hat gar keine Frau, nicht eine einzige, weder eine blonde, noch eine



Das Handgeld. Gemälde von Hans Water-Erding.
(Aus der diesjährigen Münchener Kunstausstellung im Glaspalast.)

brünette. Bitte, Robs, halte mir doch einen Moment meine Platte, ja? ich muß die Kaffeemaschine mit frischem Wasser füllen."

In einem Nu war des Professors Gesicht wieder in die normale Lage gefallen. Während Myrtle ihm das Brett reichte, sah er zu ihr auf mit einem Blick so voll Liebe, Ehrfurcht und Sehnsucht, wie sie Ursula nie in dem etwas trockenen Gesellen vermutet hätte. Für Schönheit und Entzückung hatte er, der strenge Presbyterianer, zwar keinen Platz in seinem Wortschatz; das hinderte ihn aber doch nicht, von dieser behenden, reizend launischen, lachenden Myrtle bis in die tiefste Seele hinein entzückt zu sein.

Myrtle und der Professor brachten Ursula heim. Das Nachbarhaus lag dunkel da, denn die Carters waren auf einer Autotour in Colorado, und Kenneth war in Minneapolis, der hellen Schwedenstadt, wo er eine Menge Besprechungen hatte mit Leuten, die ein Hotel bauen wollten und ausgerechnet ihn dazu brachten, obwohl er schon soviel Aufträge hatte, daß sein Kopf kaum nachkam.

Ursula ging noch nicht schlafen; sie mußte noch arbeiten. Sie nähte an ihrem Kleid für das Fest. Es wurde ein Stillkleid, weiße schimmernde Seide, mit schmalem, anliegendem Leibchen und weit ausladendem, blütendoldengleichem Rock. Den bestückte sie nun über und über mit Seidenrosen, die sie band, indem sie zarte, weiße Blätter um ein süßes, rosig angehauchtes Kelschinneres reichte. In Büscheln heftete sie die Rosen um den Saum des Kleides, als wären sie aus einem Füllhorn darüber geschüttet worden. Ein Kunstwerk sollte dieses Kleid werden. Daher brauchte es Zeit und Mühe und Liebe wie ein Kunstwerk.

Sie hatte hundert Dollar bekommen für ihre Mitarbeit. Hundert Dollar, eine enorme Summe! Da galt es sein Bestes leisten. — Ihre Lippen, die gelernt hatten, fest und schmal aufeinander zu liegen, waren aufgeblüht, und in den Augen leuchtete ein mildes Feuer. Sie reihte die Blumen aneinander, als binde sie einen Strauß, um ihn als Boten der Liebe und Schönheit einem geliebten Mann in die vier Wände seines

Zimmers zu stellen. Auf dem Fensterbrett stand eine kleine elektrische Lampe. Ihr Lichtschein griff in die Girlanden von Blättergrün hinaus, die das Fenster umsäumten, ließ sie auf dem dunklen Hintergrund der Nacht an der Schwelle des arm-seligen Stübchens wunderbar aufschimmern, so daß sie um Ursulas schönen, auf die Arbeit gebeugten Kopf wie ein Zauberhain standen. Die Zweige hingen in der ununterbrochenen, noch von der Hitze des Tages lässigen Nacht ganz still, als hielten sie den Atem an; als wären sie voll verhaltener Begierde, die auf etwas wartet.

Dann kam es auch —

Es begann zu regnen. Kerzengerade und voll wonniger Schwere fielen die Tropfen aus der niedrigen, trächtigen Wolke, tap, tap, tap, mit kleinen, rhythmischen Tönen nieder auf die Blätter. Die nahmen sie gierig auf, saugten sich ganz voll mit ihnen; wurden noch saftiger grün, üppiger und voller unter den vielen Tropfenküssen, wie die Lippen einer Frau unter dem kofenden Mund des Geliebten. Ursula sah auf und hielt das Gesicht tiefatmend der schwellenden Kühle entgegen, dann beugte sie sich wieder nieder zur Arbeit.

Es war noch unendlich viel zu tun. Mrs. Pringle, mit deren sechzehnjähriger, knabenherber Tochter sie die pantomimischen Bewegungen der Chloe einübte, hatte Ursula gebeten, ihr auch solch ein Kleid zu nähen, es hätte ihr so sehr gefallen. Sie war eigens die achtzehn Stunden nach Chicago gefahren, um dort die Spitzen und jene hellgelbe Seide zu kaufen, die am besten zu ihrem silbrigen Blondhaar passen würde. — Wie die Amerikanerinnen es doch verstehen, die dreifache Glorie ihres leuchtenden Teints, ihrer blühenden Augen und ihres gikernenden Haars durch das Wunder der Farbe zum Triumph ihrer Person zu führen! —

Das große Fest auf Belvoir begann genau so, wie es die Art solcher Feste ist, für die man Geld genug, Platz genug, Leute genug und dazu ein schönes Aufgebot an festem Willen hat, sich an Pracht und Glanz zu ergötzen. Die Nebenalleen vor dem Haus waren vollgefüllt mit Wagen, die ihre Lasten schon abgesetzt hatten, und vor dem Tor unter den grünen

Bedeutung der dichtbelaubten Bäume gab es eine Auffahrt wie vor dem Opernhaus. Die Teilnehmer waren von weiter gekommen, auch aus Newyork und Chicago. Sie waren für heute und morgen Hausgäste Mrs. Garretts und anderer Geladener aus Missouri Falls.

Als Auftakt und ersten Teil der Festlichkeiten gab es nachmittags eine endlose Reihe lebender Bilder, bei denen man seine Liebe zum Prachtvollen in dem farbenjatten Prunk der Spät-Renaissance-Maler und der genießerischen Weltläufigkeit Joshua Reynolds' ausleben ließ. Ein Aufmarsch von hübschen Gesichtern, von stolzen Bewegungen, eine Fülle von historischen Kostümen waren diese Bilder: zu kostbare Kostüme, zu aufdringlich viele Kostüme. Ermüdend viele.

Harmonisch in den Rahmen von blauem Himmel, weißem, säulengetragenem Haus und smaragdenem Rasen paßte Alice Gottermans liebliche Gruppe von Schülerinnen des rhythmischen Tanzes, die in wehenden griechischen Gewändern die Ruhe der Grazie mit Behendigkeit zu vereinen suchten. Den Schluß machte Ursulas ländliche Pantomime von Daphnis und Chloe. Die kleine Miß Pringle ließ dem Schmerz der verlassenen Nymphe ihre liebliche Jugend und das Pathos einiger fleißig eingeübter Gesten. Ihr Vetter spielte den leichtbeweglichen, schönen Springbläser Daphnis, der seiner Untreue wegen in Stein verwandelt wird, mit der maßvollen Unbefangenheit, die elegante Prepschulen ihren Zöglingen als kostbares Ergebnis ihrer Methode vermitteln.

Nach dem Abendessen im großen Speisesaal, der mit allerlei Muscheln, leuchtenden Korallen, Meer- und Wassergewächsen eine schimmernde Neptunsgrotte darstellte, begann der zweite Teil: Die venezianische Nacht, Kenneth Mac Donalds Vorschlag und Ursulas Gedanke. Mrs. Garrett hatte es Kenneth anheimgestellt, eine passende Devise zu finden, und ohne daß er noch darüber nachgedacht hätte, fand er sie im Gespräch mit Ursula. Sie hatte wieder jene Trisur gehabt, die die Frauen des Palma Vecchio tragen: Vorne glatt aus der reinen Stirn gestrichen und rückwärts breit um den feinen Kopf gelegt. Er hatte ihr gesagt, wie ähnlich er sie jenen Venezianerinnen finde, die die großen Maler verewigt haben: Blauäugig mit einer Ahnung von der Glut des Südens, die Haut hell mit goldigen Tönen und in den angedunkelten Haaren aufglommende Lichter. Da hatte sie gemeint: „Ich hab' es. Sie suchten neulich ein Leitmotiv für Ihr Fest, lassen Sie es eine venezianische Nacht sein.“

Mrs. Garrett hatte die Idee zugesagt, denn sie war gerade aus Florida gekommen, wo Dogenpaläste, Gondoliere und Loggien allerletzte Mode waren. Und da sie zu jenen Frauen gehörte, die nie ihren Ehrgeiz darein setzen, etwas zu erdenken, vielmehr sich darauf versteifen, das, was andere tun, so gründlich wie möglich auszustechen, indem sie es übertrumpfend wiederholen, so wurde es eine venezianische Nacht, die alle Millionärs-Nächte in Florida zusehender machen sollte.

Ken hatte Ursula wochenlang nicht gesehen. Und auch heute kam er erst, als das Fest sich schon vom Höhepunkt herabneigte. Er kam geradeswegs aus dem Zug. All die Zeit, da er fern von ihr gewesen, hatte er an dieses Wiedersehen gedacht — und nun, da es dazu kommen sollte, schoß die Freude und die Erwartung in ihm empor, strahlend, rauschend, voll von Silberglöckentönen wie ein Springbrunnen. Aber daneben bohrte die Angst, daß er sie nicht mehr hier finden könnte. Schon suchte er sie.

Wo war sie? Wo war Ursula?

Er lief um den Teich, der rückwärts im Park lag und um den man die Nacht unerhellt gelassen hatte, damit die Jackeln auf den schaukelnden Gondeln ihr flackerndes Licht ganz ungeschwächt glühend über die Gesichter werfen konnten.

Kenneth lief über das Parterre und zum Rand des Gebüsches. Hier hatte man ein riesiges Büfett errichtet, wozu der berühmteste Feinkostler aus Chicago berufen worden war. Man aß und trank stehend oder trug die Platten zu kleinen Tischen, die unter den Bäumen aufgestellt waren, die rote und blaue Glühbirnen trugen und aussahen wie seltene, fremde Christbäume.

Wo aber war Ursula?

Überall tanzte man, nicht nur oben in den Sälen, auch hier, begleitet von einem im Gebüsch geschickt versteckten Orchester. Zu den nervös streichenden, in die Sinne hallenden Tönen, wie sie so seltsam wild synkopiert nur Neger zustande bringen können, umschlang man sich zum Tanz, wo man eben war: Die Stiege hinunter, das Parterre entlang, in die Bäume hinein —

Wo, wo war Ursula —

Kenneth rannte durch dichten Baumbestand, stieß auf Bekannte und wurde aufgehalten, stöberte Pärchen auf. Aber er sah nichts und niemand; eine Lohe war um ihn: Die wütende Sehnsucht nach ihr und die Angst, sie nie mehr zu finden, wenn er sie heute verfehlt hatte. Er wußte, daß sie diesen Nachmittag hier gewesen, denn Mrs. Garrett hatte ihm erzählt, wie entzückend Daphnis und Chloe gewesen und wie Ursula sich mehrere Male für den Applaus hatte bedanken können. Er hätte früher kommen sollen, er hätte früher kommen müssen! Nie, nie verzeiht das Schicksal verjämte Gelegenheiten! Er überquerte eine Lichtung, eine Wiese in dem großen Park. Vor sich sah er eine kleine Anhöhe, darauf eine Bank. Und dort —

Er erkannte sie sofort, aufstehend, im Mondlicht, das hier ungehemmt zerfließen konnte. Sie saß im Gespräch mit zwei Herren und einer Frau. Dies, daß eine Frau dabei war, eine ernste, stille Frau, beruhigte Kenneth. Aber noch saß die namenlose Angst zerflattert in seinen Augen, als er vor sie trat. Erst als er nah vor ihr stand und ihre Hand ergreifen durfte, löste sie sich in strahlendem Glück.

Ursula sah beides, die Angst und das Glück. In einem einzigen kleinen schnellen Augenblick fielen beide tief unten auf den Grund ihrer Seele. Sie erbehte leicht.

Ihre Gedanken wußten freilich nichts davon; ihre Gedanken waren so frei und unbefangen, als wäre nichts geschehen. — Nun sah Ken auch die anderen; die Dame war Wila Gates, die Herren R. G. Barthelen und ein bekannter Newyorker Dandy, ein junger, als Don Juan gekleideter Mensch, in dessen Zügen amerikanische Frische neben jener gelangweilt-zynischen Zerstörtheit saß, mit der die Nachkriegsjugend der reichen Klasse das Leben trug. Er bemühte sich seit zwei Stunden, Ursula von den beiden anderen loszufetten. Barthelen wargleich Ken im Dinner-Jackett; die etwas zu großen Brillanten herrlichstem Wassers aus seiner Hemdbrust sprühten im Mondlicht, das mit seinem fahlen Schimmer die feinen Risse seines Gesichts ausgelöscht zu haben schien, so daß die Jugend der Augen es ganz besaß.

„Ken Mac Donald, mein Freund,“ sagte Wila Gates, die feinsinnige Künstlerin, die keineswegs ihrer ausgezeichneten Farmerromane wegen eingeladen war, sondern lediglich deswegen, damit ihr berühmter Name als Stern hier den Glanz erhöhe, „Sie haben das außergewöhnliche Fest zustande gebracht, weil Sie ihm einen wunderschönen Rahmen schufen. Ich gratuliere Ihnen. Es entgeht deshalb dem Schicksal solcher Feste, eine bloße teure Revue zu sein, und nähert sich dem, was es sein soll: Symphonie, Pastorale, Halleluja und Romanze in einem. Aber —“

„Mrs. Gates ist immer zu streng mit uns,“ warf da Barthelen ein.

„Ich finde, wir sollten eben strenger sein mit uns, strenger als mit irgend jemand anderem, so wie die Lehrerin dem begabten Schüler gegenüber immer anspruchsvoller ist.“

Wila Gates erhob sich; sie hatte ein etwas slawisches Gesicht, das schön wurde durch seine klare Offenheit und den Glanz eines gecheiten, gütigen Frauentums.

Sie gab Ursula die Hand. „Leben Sie wohl, Mädchen aus der Fremde, und viel Glück auf den Weg. Wenn Sie nach Newyork kommen, versäumen Sie nicht, mich zu besuchen. Und besonders nicht dann, wenn ich Ihnen helfen kann. Und Sie, liebe Freunde,“ wandte sie sich mit einem ganz kleinen schelmischen Zwinkern an die beiden Herren, „Sie sind so gut, nicht wahr, und begleiten mich, doppelt geschickt, durch die Gefahren dieses saturnalischen Parks.“

Ken wäre ihr am liebsten um den Hals gefallen. „The old girl is a darling,“ sagte er, als sie gegangen war.

Er war nun mit Ursula allein, und zum erstenmal sah er mit dem geheimnisvollen Erschauern solcher Minute, wie weiß ihre Schultern waren; sah aus der schmalen Mitte den Oberkörper emporsteigen wie einen lieblichen Stengel; sah ihren Mund, diesen Mund, der sich gesehnt und geweint und der sich belächelt hatte, der soviel gelächelt hatte, wenn ihm nicht zum Lächeln war.

Und plötzlich ergriff ihn eine wahnsinnige und fast unerträgliche Lust, diesen Mund zu küssen, sich in ihn einzugraben, sich hineinzutauchen, sich ganz darin zu vergessen.

Sie gingen langsam über dunkle Wege, noch immer schwebte Musik über die Wipfel her, die Nacht stand ganz still und hielt den Atem an, hier und da staubte Flüstern aus einem Gebüsch; vor dem Kavalier und seiner Dame trugen unzählige Glühwürmchen ihre zierlichen Leuchter.

Ursulas Arm lag auf dem seinen. Kühl, weiß und glatt

war ihre Haut, aber ihm war, als sengte sie den Stoff seines Ärmels. Fast schämte er sich seiner Leidenschaft; jedenfalls fürchtete er, sie damit zu erschrecken. So verbarg er sie vor ihr. Und er, der sonst nie Verse las, noch weniger sie auswendig konnte, erinnerte sich an einen von Richard Le Gallienne: „The moonlight of forgotten seas swells in your eyes —“, das Mondlicht versunkener Meere ist in deinen Augen —

Ursula neigte ein wenig den Kopf zur Seite mit dieser kleinen, unsagbar graziösen Bewegung, die alles Blut in ihm rauschen machte, und sagte: „Ach, Sie machen auch Verse —“ Erinnerung schwang mit in den Worten und ein kleines, flaches Erstaunen.

Wenn die Nacht nicht gewesen wäre, hätte sie gesehen, wie er errötete. So hörte sie nur, wie er bescheiden sagte: „Es fiel mir nur ein, es ist nicht von mir, Ursula.“

Ursula —

Er hatte sie zum erstenmal bei ihrem Vornamen genannt. Oft genug bedeutet es nichts, wenn die jungen Leute einander beim Vornamen nennen. Aber ihm war es etwas anderes, ihm war es ein Schritt weiter an ihre gesegnete Nähe heran, ihm war der Name ein Rosewort, ein Streicheln, das die ganze Seligkeit des Beieinanderseins in die dunkle Schale seiner Laute faßte. Das „Du“ der Deutschen fiel ihm ein, und er war mit der englischen Sprache unzufrieden wie noch nie, weil sie den Liebenden die Süße der vertraulichen Anrede vorenthält, nur ein und dasselbe Wort hat für den Feind, den Freund und die Angebetete.

„Du!“ wie müßte es wönig sein, es sagen zu können. Und er probierte es: „Du!“

Ursula ging neben ihm über silberglikernde Wiesen in ihrem silberglikernden Kleid, aus dessen Rosenschauer heraus die zarten Füße über den Boden schwebten.

„Ursula.“

Romisch, wie sein englischer Gaumen das für ihn fast unaussprechliche urdeutsche Wort verrenkte.

„Sie können mich auch Lili nennen,“ fiel da Ursula lächelnd ein, „so nannte mich immer mein Vater. Lili hieß die wahrste und süßeste Liebe des größten deutschen Dichters. Lili Schönnemann.“

„Lili, nannte er Sie so, weil er Sie für einen Dichter bestimmt glaubte?“

„Vielleicht —“

„Lili —“

Nie, nie mehr durfte sie ihm entwinden — das Leben ohne sie war ohne Sonne, ohne Sterne, ohne Luft sogar. War Siedtum, Ersticken, Tod. —

„Lili, vielleicht würde ein anderer Künstler genügen, oder wenn kein ganzer Künstler, so doch, Lili, vielleicht ein Architekt?“ Und da er nun so weit war, ließ er seinen atemlosen Gedanken vor sie hinspringen ohne Vorbereitung, ohne Einleitung: „Lili, heiraten Sie mich.“

Ursula blieb stehen. Um sich zu fassen, hielt sie die Hand über die Augen. Heiraten? Jetzt? Amerikanerin werden? Sie träumte doch von nichts anderem als nach Hause zu

gehen. Und heiraten? Das hieße ja doch hierbleiben? Immer hierbleiben —

Unmöglich!

Es schwindelte ihr; es war ihr, als sänte sie ins Bodenlose. Gesichter tauchten vor ihr auf, verschwanden wieder, als hätten Wellen sie hinweggespült; ihrer Mutter vermehrte und noch immer erwartungsvolle Züge, ihres Bruders Teilnahmslosigkeit. Dazu ihre eigene einsame Armseligkeit hier in Amerika, der harte Kampf.

Heiraten, hier in Amerika, im reichen Land, das wäre wohl eine Lösung, das wäre wohl —

Aber hat sie recht gehört? Vielleicht träumt sie; vielleicht erlaubt sich Ken ein Spiel. —

„Ich liebe Sie, Ursula, Lili. Werden Sie meine Frau.“

Nein, die Stimme log nicht, die Stimme spielte nicht.

Aber sie konnte ihr doch nicht folgen. Denn da war plötzlich wie eine zuckende Flamme der Gedanke an Bertie. Der bedeckte alles, überlohte alles. Bertrands schmale, hohe Gestalt stand vor ihr; sie sah sein Gesicht, das Lust, Kunst und Geist geprägt hatte. Sie sah es ganz deutlich; und sie sah, wie sich Nebel zwischen ihn und sie legten. —

„Nein, nein, Bertie, ich verlasse dich nicht —“ Ursula hob die Fäuste vor die Augen. Ihre Lippen bewegten sich wie im Schwur.

„Liebt sie einen anderen Mann?“ dachte zitternd Kenneth — „nicht daran denken, nicht daran rühren, nicht darum fragen, — es darf nicht sein.“

„Ursula, werden Sie meine Frau!“

Sie lehnte sich an einen Baum und sah ihm starr ins Gesicht, so daß er den Kampf im Innern erkannte. „Ich weiß nicht, ob ich es kann.“

Er ergriff ihre Hand, die in der seinen lag wie ein Edelstein, kühl und kostbar. Zitternd legte er die Linke darauf, um sie noch inniger mit dem, was er war, zu umschließen. „Ich liebe dich über alles, Ursula.“

„Lassen Sie mich nachdenken, Ken Mac Donald, geben Sie mir Bedenkzeit, ja? Bis morgen, ja? Ich bin heute so müde.“

Was war das für ein wundersames Läuten von seltsamen silbernen Glocken, das ihr im Ohr klang? Sie war müde, aber nicht unglücklich. Sie war voll Zweifel, aber ohne Qual. —

Dann fuhr Ken Ursula durch die schlafenden Straßen nach Haus. Sie schwiegen beide, denn es gab keine Worte für das, was sie hätten sagen wollen. Der Gedanke, daß er sie morgen wiedersehen würde, hatte soviel Süßigkeit für ihn, daß anderes dagegen nicht aufkam, und sie hatte alle Fragen zur Ruhe geschickt. Hirschend offen standen die Tiefen ihrer Seele und so, ganz eins mit der Nacht ringsum, mit dem dunklen Grün, lehnte sie sich leise an ihn.

„Das ist das Glück,“ dachte er, „das ist das Glück. Wie wunderbar ist das Leben.“

Aber er fühlte, daß er ihr nicht zeigen durfte, daß er um den Druck ihres Armes wußte.

Noch nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Forschungsinstitut für Pflanzenzüchtung. Von Martin Trehsee.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften entfaltet nach glücklicher Überwindung der ärgsten, aus Krieg, Nachkriegszeit und Inflation stammenden Schwierigkeiten in den letzten Jahren eine besonders rege und erfolgreiche Tätigkeit. Eine Reihe neuer Institute konnte ins Leben gerufen werden; so das Institut für Silikatforschung, das berufen ist, der keramischen Industrie Deutschlands wesentliche Dienste zu leisten, das Institut für Anthropologie und Eugenik, das sich hauptsächlich mit Fragen der Volksgeundheit und der Rassenkunde beschäftigt, die erste Gastabteilung für einen ausländischen Gelehrten, Dr. Fischer aus Kopenhagen, der die Erforschung der Krebserscheinungen zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat.

Die jüngste der Neugründungen ist die eines Forschungsinstituts für Pflanzenzüchtung, das die Erkenntnisse der Vererbungswissenschaft auf dem Gebiete der Pflanzenzüchtung derart auswerten will, daß sie dem Volksganzen, der Volkswirtschaft in umfassender Weise zugute kommen.

Es ist das erste seiner Art in Deutschland; andere Institute, die dem Gebiete der Pflanzenzüchtungsfragen vielleicht nahe stehen, namentlich unsere Hochschulinstitute für Ackerbau und Pflanzenkunde, können sich nur nebenbei mit

den Problemen der Züchtung befassen. Ausschließlichkeit jedoch, wenigstens zunächst, und also Anspannung aller Kräfte in einer Richtung wird hier die Lösung sein!

In der Nähe der Stadt Müncheberg ist ein etwa 630 Morgen großes Gelände erworben worden. Schon im August wurde mit dem Bau der Laboratorien und der Wirtschaftsgebäude begonnen. Alle technischen Errungenschaften der Landwirtschaft werden zur Anwendung kommen; Elektrizität, Maschinen, Feldbahnen, Traktoren werden auf alle nur denkbare Weise ausgenutzt; die Haltung von Vieh wird auf das geringst-mögliche Maß beschränkt.

Das Ziel des neuen Instituts wird jedoch keineswegs, das muß mit aller Nachdrücklichkeit unterstrichen werden, die Produktion von Handelsaatgut sein. Es will vielmehr einzig und allein „Versuche“ in weitestem Umfange machen und die Ergebnisse dieser Versuche allerschnellstens den privaten Züchtern zur freien Verfügung stellen.

Privatbetriebe können ja nur in ganz seltenen Fällen solche Versuche selbst machen, da sie mit hohen Kosten verbunden sind, die ein Privatbetrieb nicht wieder einbringen kann, denn die einmal gezüchteten Pflanzen können, sobald sie „auf dem Markte erscheinen“, beliebig durch Nachzucht

vermehrt werden. Das Wesen eines wissenschaftlichen Institutes dagegen ist eben der Versuch; der Versuch ohne Rücksicht auf entstehende Kosten, ohne Rücksicht auf wiederholtes Mißlingen oder auch nur rasches Gelingen. Gerade ein Versuch gibt oftmals wertvolle Fingerzeige.

Derartige Versuche erfordern, wie leicht einzusehen ist, eine ungeheure Menge an Einzelarbeit, an Ausdauer, an Willenskraft gegen aufkommenwollende Entmutigung. Das kann ein Privatbetrieb, von allen geldlichen Schwierigkeiten abgesehen, gar nicht leisten; das kann nur eine wissenschaftliche Anstalt vollbringen, in der die systematische Zusammenfassung aller Einzelarbeit zur Gesamtarbeit bewirkt, daß endlich doch kaum etwas vergeblich getan wird, und in die daher Ungeduld und Entmutigung keinen Zutritt finden.

Auf das systematische Forschen kommt es an, hier, wie in allen Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, auf das systematische Forschen in aller Freiheit und mit allen Mitteln, das nicht gebunden ist an Rücksichten gleichviel welcher Art, sei es die Beschaffung und Ergänzung des Lehrstoffes, sei es die Erfüllung geldlich bedingter Pflichten, sei es die Lösung einer engumgrenzten, zweckbestimmten Aufgabe.

Solch Forschen allein vermag aus der Fülle zu schöpfen; es treibt seine Wurzeln abgrundtief und seine Blüten himmelhoch ins Theoretische, dennoch werden seine Früchte immer wieder mittelbar oder gar unmittelbar der Praxis zum Nutzen; der Praxis sowohl des festtäglichen Vernens und Lehrens, wie der des alltäglichen Lebens.

Einige Einzelheiten sollen das Gesagte erläutern: Es wird nicht, um auch das gewichtigst zu betonen, die Schaffung irgendwelcher Spielarten erstrebt. Es sollen Werte gefunden werden, die volkswirtschaftlich in der breitesten Allgemeinheit zur Geltung kommen. Die Akklimatisierung des bisher aus irgendwelchen Gründen nicht Anbaufähigen, die Hebung des Ertragsreichtums, die Mehrung der Widerstandskraft gegen Witterung und Ungeziefer wird gesucht und aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergeblich gesucht werden. Gelingt das, so gelingt damit eine Mehrung des National Einkommens um Millionen und aber Millionen, eine mehr oder minder starke Unabhängigkeit der gesamten Volksernährung vom Auslande.

Es werden heute über 40 Millionen Mark ausgegeben für die Bekämpfung der Reblaus und des Meltaus, die in unseren Weinbergen unermesslichen Schaden anrichten. Diese 40 Millionen lassen sich ersparen, wenn unsere deutsche Rebe gegen Reblaus und Meltau immun gemacht werden kann, wozu sich schon jetzt allerbeste Aussichten zeigen.

Monatelang beziehen wir heute unsere Frühkartoffeln aus dem Auslande. Könnten wir unsere eigenen Frühkartoffeln widerstandsfähig machen gegen die Frühjahrserfroste,

so wäre das fortan nicht mehr nötig; wir könnten den überwiegenden Bedarf im Lande decken! Nun gibt es in Südamerika Wildkartoffeln, die außerordentlich widerstandsfähig gegen Frost sind. Man hofft zuversichtlich, durch Kreuzungen mit diesen Wildkartoffeln unsere heimischen Kartoffelsorten zu frostharten Kartoffelsorten umzulegen zu können.

Über allem dieses: Durch Einführung neuer Züchtungsmethoden ist es möglich, unsere Winterweizensorten zu einer Ertragssteigerung von etwa fünf vom Hundert zu treiben, was einen Einkommengewinn für das ganze Land von etwa 30 Millionen Mark bedeuten würde. Eine höhere Steigerung, die durchaus nicht ausgeschlossen ist, und eine Durchführung entsprechender Züchtungen auch bei den anderen Getreidesorten könnte einen Mehrwert unserer deutschen Ernten um rund 500 Millionen, — eine halbe Milliarde! — ergeben! Des weiteren wird voraussichtlich durch geeignete Kreuzungen für viele bisher in Deutschland nicht durchkommende Kulturpflanzen der Kreis ihrer Anbaufähigkeit so weit gezogen werden, daß er auch die deutsche Zone umschließt.

Das sind, wie man sieht, Ziele, die uns reichsten Segen verheißen, Erlösung aus drängenden Nöten, Dehnung des engen Raumes, der uns zur Zeit nur geblieben ist, Füllung dieses Raumes mit kostbarsten Gütern.

In anderen Ländern gibt es schon längst zahlreiche Institute für Pflanzenzüchtung, die meist mit ganz anderen geldlichen Mitteln arbeiten können, als sie vorläufig das erste deutsche Institut besitzt. Ein russisches Institut hat z. B. einen Jahresetat von über einer Million Goldrubel!

Aber wenn wir Deutschen auch bedenklich hinter den anderen Ländern einherhinken, wenn wir zum Notwendigsten beinahe in letzter Stunde, fast in letzter Minute erst gelangen, so dürfen wir dennoch die Arbeit frohen Herzens aufnehmen in der Gewißheit, daß wir Eigenschaften mitbringen in den Wettstreit, die uns „Platz“ oder gar „Sieg“ trotz allem sichern.

Fülle und Weite lassen den Amerikaner oder den Russen sich oftmals schon mit einem Teilergebnis, das ihnen der Zufall bringt, begnügen; Enge und Mangel werden uns nötigen, ganze Arbeit zu tun, die, systematisch betrieben, uns zu Herren über den Zufall macht. Gründlichkeit, Tüchtigkeit, Zuverlässigkeit sind von jeher Kennzeichen deutscher Arbeit gewesen. Sie werden, wie an allen anderen, so auch in dem neuen Institut der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zu höchstem Glanze kommen. Ist doch der Leiter dieses Institutes kein anderer als Professor Dr. Baur, der bisherige Leiter des Institutes für Vererbungsforschung an der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule, das in den kurzen vier Jahren seines Bestehens sich einen ersten Rang erobert hat!

Aus Schwinds glücklichsten Tagen. Von Paul Gey.

Mit sechs bisher unveröffentlichten Karikaturen von Moritz von Schwind.

Im Jahre 1847 wurde Moritz von Schwind als Professor an die Münchner Akademie berufen; er hat in der bayerischen Hauptstadt bis an sein Lebensende gewirkt und sich in dem

„alten kotigen Nest“, wie er es gelegentlich nennt, recht wohl gefühlt. Hier entstanden seine schönsten, die „musikalischen“

Werke, die „Symphonie“, das „Aschenbrödel“, die „Melusine“ und die von Mozarts Geist erfüllten Fresken für das Wiener Opernhaus, seine triumphierende Meisterschöpfung. Er lebte im

Glück des Einklangs einer späten Ehe und versammelte um sich einen Freundeskreis von guten und bedeutenden Menschen. Nicht ohne Rührung lesen wir in seinen Briefen, wie

er sein Haus und seinen Garten pflegt. In Frankfurt hatte er stattdessen gewohnt. Hier hat er nur ein „Parterrehäuschen“ inne. Das nebenstehende Bild zeigt es den Lesern. Es lag unter ein paar gewaltigen Linden „im Hintergrund eines Wiesen- und Gartengrundes, gerade groß genug, um die verehrliche Familie aufzu-



Schwinds Haus in der Brienner Straße in München.

nehmen und einen anspruchslosen Gast". Ein „Badezimmer!“ hatte er sich zum Atelier umgebaut. Der Garten war grün, und nur wie ein leichter Wolkenschatten trübte es die Freude, „daß ein dummer Weichselbaum blüht, während ich selber anfange zu verdorren“. Später kam zu

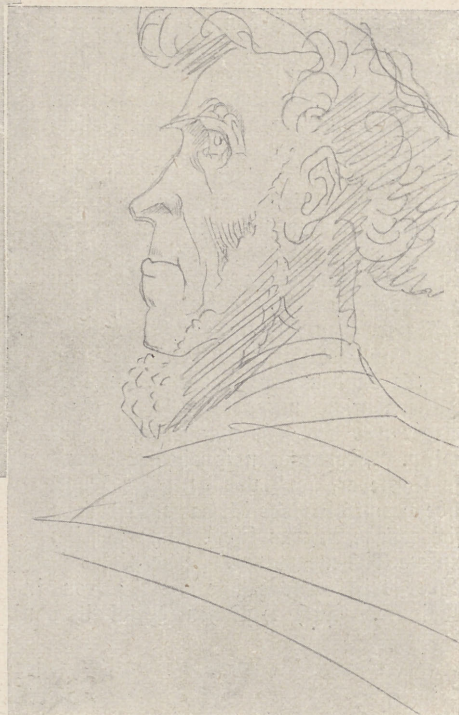
sei. „Wie ein Gespenst!“ sah sie aus, so meinte der mitleidige Schwager. „Wie die leibhaftige Gräfin Orlamünde!“ spann er den Vergleich lustig weiter, und als man des Abends bei der Lampe um den Eßtisch saß, nahm er das Album seiner Nichte und zeichnete ihre Mutter als „weiße Frau“,



Drei Freier: Der Herr Oberst.



Bankier Isidor.



Der Herr Medizinalrat.

Schwind war heimisch geworden in München und in der oberbayerischen Landschaft. Scheffel schildert, wie er Schwind im Jahre 1856 im „Englischen Café“ traf, wo er mit Spitzweg, dem Landschaftler Schleich, dem Kunstgelehrten Rumohr zusammensaß. Auch zu Hause besuchte Scheffel den Maler und fand ihn dort echter noch als in der Wirtschaft: „Bin neulich beim Meister Schwind gefessen in seiner holzvertäfelten Klause, wo er des Abends zeichnet, derweil gute Freunde um ihn herum plaudern.“

Aus dieser Zeit stammen die Zeichnungen Schwinds, die hier zum erstenmal aus Privatbesitz veröffentlicht werden. Sie befinden sich heute in Händen der Frau, für deren Mutter Schwind sie gezeichnet hat. Sie liegen in einem altererbtten Schreibpult aus hellem und dunklem Kirschaumholz, wohlverwahrt und sorgfältig umschlungen mit einem grünen Seidenband, obenauf ein Zettel mit der zierlichen Aufschrift: „Von Onkel Schwind mir ins Album gezeichnet.“ Die liebenswürdige Einladung, die Schwind im Dezember an seine Nichte ergehen ließ, wurde im Sommer 1857 befolgt. Man war draußen am Starnberger See in dem netten Schweizerhäuschen, von dem eine stufenreiche Treppe hinab ans Wasser führt. Das Blatt ist bezeichnend für den ganzen Schwind, der auch die kleinen Dinge des Lebens mit liebenswürdiger Anmut zu umkleiden wußte und dem seine reiche Arbeit die Muße ließ, nebenbei zu spielen und den Nächsten Freude zu bereiten.

Diesen Zug bestätigen die anderen Bildchen. Die jetzige Besitzerin erinnert sich, daß ihrer Großmutter, Schwinds Schwägerin, einmal aus irgendeinem Grunde übel geworden

dem Hause in der Brienner Straße in München noch ein Landhäuschen in Niederpöcking am Starnberger See. Der Wiener

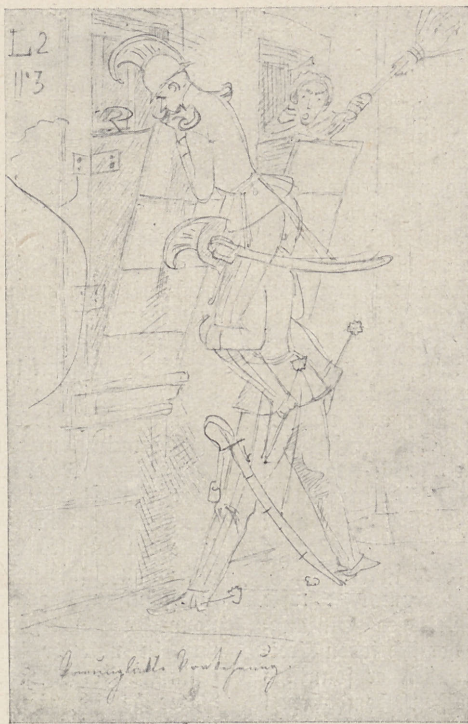
ein neuer Tizian, wie er humoristisch signierte.

Eine noch hübschere Geschichte verbindet sich mit den übrigen vier Bildern. Schwinds Schwägerin war mit ihren Töchtern in eine der Münchner Reiterkaserne benachbarte Wohnung gezogen. Es war eine prächtige Wohnung, aber sie hatte einen Nachteil, eben die Kaserne mit ihren fieschen Leutnants. Die Mutter machte sich allerlei Gedanken, daß die jungen Herren den Herzen ihrer Töchter gefährlich werden könnten. Sie sah Fensterpromenaden und ähnliche Torheiten voraus und verriet dem Schwager ihre Sorgen. Der lachte darüber und zeichnete die beiden Leutnants, die sich anschickten einzusteigen, obgleich die ängstliche Mutter die Fenster gesichert

hat und mit einem Besen bewaffnet Wache hält. Keine Vorkehrung hilft gegen die Liebe. „Es nützt alles nichts,“ sagte Schwind. „Die Verehrer werden sich bei den Maderln halt doch einstellen.“

Und wieder spann er den freundlichen Gedanken weiter und zeichnete in das Album seiner Nichte drei Verehrer, wie er sie, gutmütig spottend, kommen sah: den dickbäuchigen Herrn Oberst, den würdigen Medizinalrat, den jungen Bankier Isidor. „Gott sei Dank ist keiner mein Mann geworden!“ pflegte die Besitzerin der kostbaren Blätter zu sagen, schlang das grünseidene Band darum und verschloß den Schatz wieder in Großvaters Sekretär.

Der Kunstfreund und Kunsthistoriker Graf Raczyński schildert Schwind: „Ein Mann von satirischem, lebhaftem und eigentümlichem Geiste und begabt mit dem glücklichen Sinne, das Leben leicht und fröhlich zu nehmen, welcher Sinn dem Wiener so wesentlich eigen ist.“ Und Schwind selber sagt von sich aus, er habe sich in einer kleinen, aber unabhängigen Sphäre behaglich gefühlt. Unsere Bilder bestätigen das Glück der Enge. Kein



Vor Leutnants gibt es keinen Schutz!

Zweifel: Schwind zählt zu den harmonischen Erscheinungen als Künstler wie als Mensch, aber es wäre falsch, sich einzubilden, daß er nur ein gemütlicher Biedermeier war. Er hat kämpfen müssen wie jeder Schaffende und ist nicht immer Sieger gewesen. Wir können uns heute kaum vorstellen, daß sich seine Werke die Herzen der Mitlebenden nicht im Sturme erobert haben. Wir Deutschen haben es uns immer schwer gemacht, das, was unser bestes Eigentum ist, zu schätzen und zu lieben, und so hat auch Schwind an Undant gelitten und sich von nörgelnder Besserwisserie beschwert gefühlt. Er war glücklich als sein eigener Mäzen, wie er einmal schrieb, wenn er ganz für sich selbst malen und zeichnen konnte, und seien es ein paar drollige Bildchen in das Album einer Nichte. Aber um zu leben, um das Höchste, dessen er fähig war, zu zeigen, brauchte er Aufträge und Käufer, und wenn es daran gerade in den fünfziger und sechziger Jahren nicht mangelte: sie brachten Ärger und nur sehr mangelhaften Gewinn. „Kommt's noch einmal dazu,“ so klagte er, „daß von deutscher Kunst überhaupt die Rede ist, dann wird man sich wundern, was für dumme Bestien unsere Mäzene waren.“ Und dieses harte, bittere und grobe Wort trifft allerhöchste Herrschaften in München und in Weimar. Auch München gefiel ihm nicht durchweg. Er



Schwinds Schwägerin als Geispenst.

fühlte sich sogar durch seine akademische Professur bedrückt und wünschte sich, ein schlechter Amtsmensch — darin dem so herzlich gern faulenzenden Freund Mörike verwandt: „Vielleicht treib' ich ein Zeugnis auf, daß ich zum Professor nicht zu brauchen bin. Da wird man, glaube ich, mit ganzem Gehalt in Ruhestand versetzt, und das wäre mir das Liebste.“

Des Herzens stillen Frieden, den Grillparzer, das holde Bescheiden, das Mörike pries, ersehnt auch Schwind, aber nicht weil er graunzerisch oder empfindlich war, sondern weil er den Schwindel des Daseins durchschaute und, ein kräftiger und froher Mensch, die Tür zur Eitelkeit der Welt hinter sich schloß. „Ich überlasse die große Bühne andern und ziehe mich unter meine Lindenbäume zurück; ich bin da vielleicht besser am Platz und keinesfalls werde ich der Narr sein und mir meine Pfeife nicht schmecken lassen.“ Wenn er gelegentlich „moros“ war, wie Bauernfeld, der Wiener Freund, uns überliefert, so dauerte das nicht lange. Er konnte übermütig sein und ab und zu brauchte er die Menschen. Und er liebte sie, trotz allem selbst eine gesellige Natur. Der Liebe, die er gab

und nahm und die ihm seine Künstlerschaft bestätigte, sind die großen und kleinen Werke Schwinds, auch unsere Bilder aus seinen glücklichsten Jahren zu danken.

Beckers Vater. Von Gustav Schüler.

Einer der wunderlichsten von den windschiefen Heiligen meiner Jugend ist „Beckers Vater“. Unter dieser sehr schlichten, deutungslosen Flagge segelte die seltsamste Erdenform mit einer Seele voll kindhaftem Erstaunen über all die Erdenwunderlichkeiten, die es umsonst gab. — Umsonst mußte sie es schon geben, sonst gingen sie hochmütig an ihm vorüber, denn Beckers Vater war schlecht und recht dorfarm. In diesem Worte lag für ihn aber kaum eine bedauerliche Kümmerlichkeit oder etwa gar ein Vorwurf für seine rechnerisch völlig ertraglose irdische Wallfahrt. Als Erbknecht freilich hätte ihn auch der nachsichtigste Erbschleicher ablehnen müssen, und Vater war er nie gewesen, trotz des geachtetergründenden, feierlichen Beiwerks zu seinem Namen. So ging er in beinahe völliger Tonlosigkeit über die Erde. (Auf seinen Gesang, der manchmal in geschickberührten Augenblicken wie Geheul aus einem kranken Stern hervorträumte, kommen wir noch ganz zuletzt.)

Es ging eine dunkle Rede, daß sich ihm einst die wetterfeste Seele einer hochgefühligen Ruhmagd in Hulden zugewandt haben sollte. Aber wann und wie sehr, das sind ehrfürchtige Geheimnisse. — Weiteren, ganz unverbesserten Annäherungsversuchen älterer, auf der Glücksjagd weidwund gewordener Witwen setzte er ein beinahe schon jenzeitiges, verzeihendes Lächeln entgegen. So war er bisher leidlich gut durch die Stromschnellen der beregten Lebenswasser gekommen, die so himmlisch vom Saum der Wälder Gottes auszugehen meinten und doch in Gassen voll von Sturmbruch so irdisch enden mußten. Und da nun zur Zeit, als unsere Jungenhaftigkeit voll in Blüte war, Beckers Vater schon ein wenig über siebzig zählte, so war auf weitere verdatternde Begebnisse nach dieser Richtung hin menschlicher Voraussicht nach nicht wohl mehr zu rechnen. Wohl kam ein an Jahren und Schicksalgnaden ähnliches Weiblein auf die andere Seite des Altenhauses. Das hätte sich wohl nicht ungern noch in späten Ehren „verändert“. Und Beckers Vater war der unschuldige Tummelplatz ihrer späten, jungfräulichen Ergriffenheiten. Aber wie eine einmal gerupfte Spottdrossel war er scheu gegen alle weiteren Einfangsversuche. Er blieb der graue Einspänner, der sich jeden Freitag das eine seiner zwei Hemden wusch, damit er sonntags wie ein wohlbestellter Dörfler seine weißen Hemdsärmel zeigen konnte.

Und dann sonntags hatten wir Jungen Beckers Vater ganz für uns. Die unholden Triebe der Woche waren dann sein sonntäglich eingedämmt und unser Geistiges aus dem grauen Käfig der Schule wie ein kupfern Gerät herausgetan und wie für einen lieben Nachmittagsbesuch schön zurechtgeputzt. Wir waren — für Dorfjungen kaum möglich — still und horchend um Beckers Vater herumgestellt, der uns erzählte. Und wie er erzählte! Und was er erzählte! Da er weder schreiben noch lesen gelernt hatte — sein Hütjüngentum wußte immer wieder alle heißgemühten Versuche auf diesem Gebiete trostlos zu vereiteln — so mußte er aus dem Born seiner Märchenseele Becher um Becher voll seltsamen Trankes hervorholen. So erzählte er ohne Kunst und geschickliche Webekraft, aber urkräftig vom Duft der Erde und dem geheimnisvollen Blinken der Wasser. Seine feierlichsten Geschichten, voll prachtvoller Lügereien, waren mit der Seele der strömenden Wasser gefüllt. Zumal seine Angelgeschichten schrien vor Lügen förmlich zum Himmel, und die Göttin der Wahrschaffigkeit trug zu seinen lüdnhaftesten Erzählerzeiten ständig einen Trauererschleier. Also, um es kurz zu sagen, Beckers Vater log ganz und gar abscheulich. „Ganz und gar“ ist zwar kein sonderlich erbauliches Deutsch, aber die Tiefe seiner eulenspiegeligen Schwindeleien läßt sich kaum erschöpfender dardun, höchstens noch mit dem wundervollen deutschen Wortleinod: „Voll und ganz!“ Er log also voll und ganz! Seine Angelgeschichten, denen wir sonst so kaltblütigen Rangen hingegeben lauhten, mußten in einem neuen Buche vom bunten Regenbogen der Lüge zusammengefaßt werden. Hechte unter zehn Pfund hatte er nie geangelt! In besonders segneten Hochbauminuten wuchsen sich diese gegen ihn wehrlosen, graugrünen Räuber bis zu zwanzig Pfund aus. Als er aber einmal bei einem Riesenschwung seiner Flunkereien einen geangelten Hecht dreißig Pfund schwer werden ließ, irrte ein dunkles Erstaunen über unsere Gesichter, denn wir hatten zu Hause gehört, daß die besten Sechswochenferkel des Dorfschulzen, der doch in allem Wage und Wipfel war, nur neunzehn Pfund gewogen hätten. Der furchtbare Hecht nahm nun in unseren inneren Gewichtserwägungen plötzlich ergrimmt Ferkelgestalt an und quiekte um uns und Beckers Vater gewichtseiferjüchtig her. Und als er gewahrte, wie uns der Dreißigpfündige mit ungestümen, inneren Gewalten

anfaßte, wog er ihn rasch noch einmal durch und strich ihm dann reumütig entschlossen dreizehn Pfund von dem schuppigen Leibe. Seine sonstigen Räuber- und Spuggeschichten waren meist von ganz gewaltigen Ausbuchungen des Gruseligen. Hier, wo so gar keine Gewichtschwankungen mit innerem Kopfschütteln festgestellt werden konnten, schäumte Beders Vater förmlich vor Erfindungsgewalt. Durch alle Stufen der Hölle schleppte er seine Opfer hindurch, und wir fuhren mit sieben Gänsehäuten hinterdrein. Besonders ein empfindsamer Knirps, der kleine August Lemke, war nur noch Gänsehaut. Er atmete unter den inneren Druckverhältnissen wie ein Blasebalg, in den neugierige Mäuslein Beiluft hineingetreffen hatten.

So gab uns Beders Vater die ersten und einprägsamsten Unterrichtsstunden in „Schöner Literatur“ mit Bildereien aus guter Erde, triebkräftig und wurzelwillig. Und wenn einmal ein gar zu eindringlicher Fürwizling mit seinen geistigen Holzschuhen in das Gewebe der Fäulen und Flunkereien hineintrat mit dem Einwand: „Aber, Beders Voder, Se leen doch to siehre“ („Aber, Beders Vater, Sie lügen doch zu sehr“), so antwortete er aus der sicheren Häufung seines Inwendigsten heraus: „Wat wiste denn, min Sohn, dat steht ja so in de Beeker!“

In den Büchern, die er lesen konnte, stand es freilich so, nämlich in den Büchereien eines freien, erdhaften und ewig unbeflümmerten Eulenspiegels.

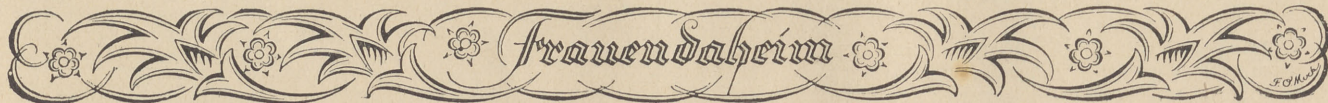
Über seinen irdischen Ausgang ist nur noch ganz Kurzes zu sagen. Er fiel zuletzt doch noch als Opfer der ewigen Götter, die es nicht dulden, daß Menschen wie die Vögel freibleiben und dann zuletzt an einem Frühlingmorgen tot in den Weichen liegen. Und so war ihm denn ganz kurz vor seiner großen Zugvogelabreise noch ein Strick gespannt, darin er sich elend verfang.

Schon im Anflang unserer kleinen Geschichte wurde auf Beders Vater Singen hingewiesen. Es lag wie ein Gebet um Vergeltung in dieser Stimme. Als ob er damit die Sünden seiner heillosen Flunkerei abbüßen wollte, beschloß er mitunter die nachdenklichen Tage, wenn die Dämmerung über der alten, gichtbrüchigen Tür im Strohdach des Altenhauses saß, mit dem schweren Abgesang alter Kirchenlieder. Und es waren wahrlich grausame Züchtigungen, die durch die alten,


durchlässigen Fenster auf die Straße schwankten. Aber auch die andere Seite des Altenhauses, die Frauenseite, war nicht taub gegen die zuckenden Ruten, mit denen sein Gesang die Luft schlug. Und da nun notertastende Mütterlichkeit der schönste Teil der Weibeseele ist, und Mütterlichkeit Mitleid und sorgendes Gutsein bedeutet, so wurde das Herz der Alten auf der Frauenseite, das wir schon leise streifen durften, aber als vorläufig abgelehnt zur Seite stellten, von dem blutenden Gesang tief gerührt. Da nun auch bei Beders Vater sich körperliche Mühseligkeiten einstellten, deren sein ewiges Kindsein sich in nichts zu erwehren wußte, so nahm sie die schon einmal in den Geduldskasten getane Heiratsgeschichte mit kräftigem Willen wieder auf. Trotz aller bösen Widerwinde und aller herzlichen Väterlichkeit sperrte sie schließlich ihren geliebten alten Aha in das Sprossenbauer einer gutgemeinten Ehe. Die alten Fachwertgeschlechter der Dorfhäuser, die schon manches Narrenstück gesehen hatten, falteten vor Lachen die Stirnen, als die beiden abgetafelten Hochzeitsregatten vorübersegelten. Aber in den Gärten regten sich Kesen und Georginen, um ihre Herbstverkürzungen über die beiden groben Linnengewebe des großen Webers der Menschengeschichte zu streuen.

Was aber nun kam, war das Tun einer törichtten Versorgung, die allen Luftzug absperrt. Das neue Weiblein baute eine solche Mauer um ihren endlich eingeheimsten Schatz, daß das sehnüchtige Laternen seiner abenteuerlichen Seele ganz an ein klirrend Kettlein gelegt wurde.

Oft sahen wir den Alten über den Zaun nach uns hin spähen mit den tiefen Beregtheiten flugbereiter Sehnsüchte. Auf uns zukommen wollte er mit halb schon redendem Munde, da erscholl ein unabänderlich zurückrufendes: „Willem, kumm rin!“, dem Loden einer gefahrwitternden Glucke gleich. Und er mußte das schon halb fertige Wort seiner neuen Geschichte schmerzlich zurücktun. Und weil er seine artigen Lügen nun nicht mehr nutzbar anbringen konnte, so drückte der ständig gärende Wein seiner kindhaften Seele derart gegen das tönernen Gewände des Mostkrügleins, daß es schon um die Weihnacht herum zerbrach. Eilig reiste er heim, wo er nun wohl den laufenden Kindern einer anderen Verkleidung von seiner alten, lieben Erde mit herzlich eingewobenen Lügeln erzählen wird.



Stürmisch wirbeln um dich die flocken.
Aber du hörst doch noch deutlich die Glocken.

Manchmal, weißt du, kam es schon größer:
Nicht ein Laut klang durchs flockengestöber. f. s. 

Unsere Familienfeste.

Was ein Mensch Gutes oder Schlechtes in das Leben mit hinausnimmt, das gab ihm in der Regel die Familie mit oder das war doch zum mindesten von ihrem Geiste stark beeinflusst. So wird die Familie in der Tat zum Schicksal eines jeden Menschen.

Wir brauchen ein starkes, ein inniges und reines Familienleben, in das der junge Mensch ganz von selbst hineinwächst, so verwurzelt, daß er auch im Alter und in der Fremde im guten Geiste der heimischen Familie weiterlebt. Es läßt sich aber leider nicht leugnen, daß die Familienhaftigkeit gegen früher abgenommen hat. Unter den wirtschaftlichen Wandlungen der neuen Zeit und unter dem neuen Zeitgeiste ist das Familienleben zerrissener, schwächer geworden. Nicht nur die Väter, sondern auch viele Mütter arbeiten heute außer dem Hause, die Glieder der Familie leben tagsüber getrennt, und mancher Vater schaut seine Kinder nur, wenn sie abends schon oder morgens noch schlafen. An den Feierabenden geht heute jeder gern seinen eigenen Beschäftigungen oder Vergnügungen, jedenfalls eigenen Wegen nach; der Zusammenhalt geht verloren, das Zusammenleben verschwindet, und damit gehen unschätzbare Gemütswerte für Alte und Junge dahin.

Unter diesem Gesichtspunkte gewinnen unsere Familienfeste heute eine erhöhte Bedeutung. Wir denken da an die persönlichen Feiern, die nur eine Familie angehen, wie Geburtstage, Schulentlassung, Hochzeiten u. a. Es besteht auch heute noch die Neigung, solche Feste nicht vorübergehen zu lassen, ohne sie zu würdigen. Wir schließen aber auch die öffentlichen, die religiösen Feste ein, die in jedem Hause schließlich auf eine besondere Art begangen werden und dadurch eigentlich auch zu Familienfesten werden.

Es ist der nächste Segen solcher Feiern, daß sie überhaupt einmal die Familienglieder in möglichst weitem Umfange zu-

sammenführen. Weil heute Eltern und Kinder mehr als früher den Tag über getrennt arbeiten und abends mehr ihre eigenen Wege gehen, ist man sich fremder geworden. Manche Teile der Familie leben ganz weit entfernt. Darum ist es gut, wenn ein Fest die Entfremdeten zunächst mal rein äußerlich wieder zueinanderführt. Mancher trägt eine geheime Sehnsucht, einen Wunsch, eine Sorge, eine Freude mit sich herum, wovon er gern einmal mit denen reden möchte, die einst unter einem Dache mit ihm lebten. Nicht selten wird der eine da am andern wieder warm, es spinnen sich neue, zarte Fäden von Glied zu Glied, es schlagen sich seine Brücken von Herz zu Herz, und man geht gestärkt, lebensmutiger an die tägliche Arbeit zurück.

Ein Fest hebt allemal über den grauen Alltag hinaus. Es weckt Saiten, die sonst schliefen, es führt zu Höhepunkten des Lebens. Solche Stunden brauchen wir in der Hitze des Lebenskampfes. Dadurch beglückt die Familie den einzelnen und macht ihn stark für die Pflichten des Tages. In jeder Familie bilden sich mit der Zeit gewisse Eigenarten in der seelischen Auffassung eines Festes aus, aber auch im äußeren Verlauf, im ganzen Drum und Dran. Es soll, in der Regel durch die Eltern bestimmt, ein besonderer Geist auch die Feste des Hauses beherrschen. Es ist durchaus zu loben, wenn sich für den äußeren Verlauf der Feier gewisse Überlieferungen einbürgern, wie z. B. bei Geburtstagen der Kinder der Lichterkranz, so daß die Jugend unmerklich in so entstandene alte Familientraditionen hineinwächst. Sie leben im Herzen weiter und zaubern noch in späteren Jahren ein süßes Kinderglück vor die Seele. Unseren Festen droht vielfach die Gefahr der Veräußerlichung. Der äußere Aufwand gilt nicht selten als Wertmesser eines Festes. Das ist ein völlig verkehrter Standpunkt! Wir brauchen eine Verinnerlichung unserer Familienfeste! Es kommt darauf an, daß wir dem tiefen Sinn einer Feier nahekommen, ihn seelisch erfassen, daß wir das Gefühl der Zusammengehörigkeit stark erleben.

f. s. o. h. c.

„Wiederbelebungsversuche.“

Es war an einem der letzten Sonntage, dieser vorweihnachtlichen Sonntage, als mein kleines Mädchen ganz traurig zu mir kam und mir sagte, daß ihre „Appelschnut“ nun auch ganz „kaputt“ wäre, und sie nun gar kein heiles Kind mehr hätte. Dabei zeigte sie mir den traurigen Rest einer einstmaligen schönen Puppe. Sie war wirklich schlimm von ihrer vierjährigen Mama zugerichtet worden. Ich sah sie mir näher an und stellte die Diagnose: „Zertrümmerte Schädeldecke, Haarausfall, fehlende Gliedmaßen und hochgradige Bleichsucht.“ Da gab es nun allerhand Arbeit; Not macht erfinderisch, und so kam Appelschnut in die Kur.

Meine Leinentruhe spendete große, feste Flicken, die ich vierfach übereinanderlegte, Arme mit Fäusten, Beine mit Füßen daraufzeichnete und mit Nachtzugabe auschnitt. Diese ausge schnittenen Gliedmaßenmuster nähte ich auf der Maschine in der Bleistiftlinie zusammen. Die äußeren Hüllen waren auf diese Art schnell fertig, aber selbst ein Puppenarm will schön rund und ein Bein weich sein. Zunächst dachte ich an Watte, Zellstoff, Holzwohle und Sägespäne, aber alle diese Einfälle waren nutzlos, da ich das Material nicht im Hause hatte; zudem war auch Sonntag und keine Kaufmöglichkeit, ganz abgesehen davon, daß ich für diese vorweihnachtliche Hilfsaktion kein Geld ausgeben wollte. Da fiel mir ein, daß ich einige Pakete „Blighblant“ in der Vorratskammer hatte. Gedacht, getan! Arme und Beine wurden mit Sand gestopft und fühlten sich fast menschlich an, zum Entzücken meiner Kinder; denn inzwischen hatten sich auch die anderen drei eingefunden, um Appelschnuts Auferstehung beizuwohnen. Das Annähen der Gliedmaßen ging ohne Martore schnell und schmerzlos vor sich.

Ein schwierigerer Fall war schon der Schädel. Fürs erste mußte der Kopf mit Seidenpapier ausgestopft werden, um ihm Halt zu geben. Dann schnitt ich den Kopftrand gerade und verband ihn durch einige sternartige große Spannstiche. Nun sollte sich das Wunder vollziehen, das Appelschnut Haare auf das kahle Haupt zauberte. Ich hatte schon öfter bei dem Aufräumen alter Toilettenjachen eine blonde Kreppunterlage wiedergesehen und sie immer aufgehoben, weil sie noch so schön neu war. Dieses im Zeitalter des Bubentopfes gänzlich aus der Mode geratene Requisit fand eine prächtige Verwendung. Ich legte den Kreppstranz um den Puppenkopf, nähte die Enden mit passender Wolle zusammen und zupfte so lange, bis die kahle Kopfmittte schön mit dem Haarkrepp bedeckt war. An den Außenrändern flebte ich die „Perücke“ mit Syndetikon fest und siehe da, es war sehr schön!

Jetzt mußte der jungen Dame noch etwas Rot aufgelegt werden. Da ich jedoch zu den Muttis gehöre, die weder Schminke noch Lippenstift besitzen, mußte Vaters rote Tinte herhalten. Sie wurde mit einem Korke auf die zerschundenen Wangen gerieben. Nach dem Trocknen tat meine Schneiderfreude das ihrige, um aus dem Knallrot ein liebliches Rosa zu machen.

Nun war Appelschnut zu neuem Leben erwacht. Das Entzücken und die Seligkeit der kleinen Puppenmutter war reichlicher Lohn für meine Mühe. Felicitas Kolrep.

Buchsbaum als weihnachtlicher Zimmerschmuck.

Noch besser als Fichten-, Kiefern- oder Thuja zweige gefällt mir der Buchs mit seinem buschigen, satten Grün; denn die ersteren lassen gar bald die Nadeln fallen, sobald sie einige Zeit im Zimmer stehen, während die frischgrünen Blättchen des Buchses eine lange Lebensdauer haben.

Bei uns in Bayern gibt es fast kein Haus, in dem am Weihnachtsabend nicht eine Krippe, groß oder klein, wie man sie eben hat, aufgestellt wird. Solche Krippen kann man so hübsch mit Buchs zieren, indem man größere oder kleinere Buchszweige in kleine Vasen oder Töpfe in Erde steckt. Sie sehen dann wie Miniaturbäumchen aus. Auch für die Blumenvase ist der Buchs sehr praktisch. Wie hübsch sind z. B. die weißen, gelben und rötlichen Strohblumen, wenn sie zwischen frische Buchszweige gesteckt werden. Besonders wirksam sind die hochroten, lampionartigen Früchte der Ju-

den- oder Jerusalemkirche, wenn sie in hohen Vasen zwischen frischgrünem Buchs ihre leuchtende Farbenpracht entfalten.

Buchssträußchen auf das blendendweiße Tisch Tuch zerstreut, ergeben auch eine hübsche Tafelzierde. Buchs gleichmäßig zu Girlanden gewunden, dann leicht mit Goldbronze überpinxelt, bildet eine wundervoll wirkende, dauerhafte Umrahmung für das Bild eines teuren Verstorbenen.

An Weihnachten wird gar manches hübsche Geschenk fein säuberlich in weißes oder farbiges Seidenpapier gewickelt. Solch ein duftiges Paketchen, mit einem billigen Goldband zugeschnürt, sieht besonders hübsch aus, wenn bei der Schleife ein Sträußchen aus frischgrünem Buchs den Abschluß bildet.

Ein Buchsstrauch sollte darum in keinem Garten fehlen. Das Abschneiden schadet ihm nicht im geringsten; denn im Laufe des Sommers treiben die abgeschnittenen Zweige wieder frisch und üppig aus. Er bildet also auch dann eine Zierde des Gartens.

Marie Führer.

Ein süßer Weihnachtswagen.

Das nachstehend beschriebene leckere Weihnachtsgesährt kann den verschiedensten Zwecken dienen. In erster Linie ist es natürlich für die Kinder bestimmt, denen es an Stelle des „süßen Tellers“ seine willkommene Frucht darbietet. Aber auch die Erwachsenen werden ihn als stimmungsvollen Festgruß gern entgegennehmen. Trägt er für die Kleinen in seinem Inneren Lebkuchen, Marzipan, Apfel und Nüsse, so kann er den Großen zwischen Konfekt und Kuchen allerlei hübsche Geschenke, die man zierlich in buntes Seidenpapier hüllt und mit farbigen Seidenbändern oder schimmernden Silberlizen und Goldschnürchen umwindet, ins Haus bringen. Auch gegen die Aufnahme von pikanten Spenden in Dosen, Döschen und Flaschen würde er sich keineswegs sträuben, wenn es gilt, den Gabentisch eines männlichen Weihnachtsgastes zu bereichern.

Die Herstellung unseres Wagens ist lustig und gar nicht schwer, würde also gewiß auch den größeren Kindern Spaß machen. Das süße Material besteht aus dem sogenannten Thorner Steinpflaster, den bekannten, mit dickem, weißem Zuckerguß überzogenen Pfefferkuchenplatten, deren bezuckerte Kanten auch die oberen Ränder der Wagenwände bilden. Beim Schneiden und Zusammenfügen der einzelnen Stücke muß der Kuchen frisch sein oder ein paar Tage feucht gelegen haben, damit er nicht bröckelt oder Sprünge bekommt. Man schneidet für den Boden ein Rechteck von 23 cm Länge und 13 1/2 cm Breite, für jede Seitenwand ein abgegrähtes Stück von 8 cm Höhe, das oben 1 1/2 cm und unten 13 1/2 cm breit ist; für die Längswände ein gleich hohes Stück von 27 cm oberer und 23 cm unterer Länge. Sodann schneide man noch ein kräftiges Pappstück, genau so groß, wie den Boden, das man diesem später unterlegt und ihm damit besseren Halt verleiht. Beim Zusammenfügen sind zuerst die Seitenwände aneinander zu fügen, wobei man die schmalen zwischen die langen Wände schiebt. Die Verbindung der einzelnen Teile geschieht mittels Bast (da Schnur oder Band zu sehr einschneiden), den man mit Hilfe einer Stopfnadel durch die Kuchenplatten zieht, und zwar werden an allen acht Ecken je zwei Stiche gemacht und der Bast sauber verknotet. Der Boden liegt innerhalb der Seitenwände; bei der Pappe, die, wie gesagt, der Kuchenplatte untergelegt wird, sind die Löcher vorzubohren, dann Pappe und Kuchen in der Mitte jeder Lang- und jeder Querseite in gleicher Weise an den Wänden zu befestigen. Nun dreht man den Wagenkasten um, daß der Boden nach oben liegt, nimmt zwei kräftige, runde Stäbe, etwa Blumenstäbe oder Holzstricknadeln, von je 27 cm Länge, bohrt mit einem feinen Bohrer, 10 cm von jedem Ende entfernt ein Loch hinein, mit dessen Hilfe man sie, rechts und links gleich weit vorstehend, mit Bast am Boden festnäht. Ein 31 cm langes Stäbchen erhält nur an einem Ende ein Loch, wird dem Wagen vorn als Deichsel angefügt. Als Räder dienen vier runde Pflastersteine von 10 cm Durchmesser, in deren Mitte man, solange sie frisch und weich sind, mit einem Apfelsaubohrer oder einer engen Blechhülse eine Rundung aussticht, durch die man die vier Enden der Holzstäbe schiebt. Vier Holzknopf- formen sind sodann den zugespitzten Enden der Holzstäbe anzuleimen. Nun muß der Wagen, die Räder nach oben, acht Tage trocknen. G. v. Z.

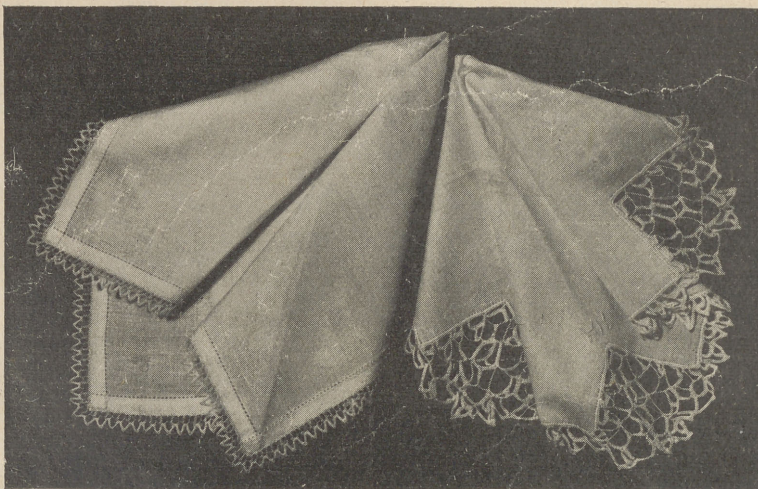


Abb. 1. Links: Tischtuch mit Spitze, filetbestickt und behäkt. (Vina Bögner, Fellbach i. W.) Rechts: Tischtuch mit breiten Ecken. (Friederike Jädel, Leipzig.) Aufnahme: Linthorst, Berlin.